Zeitschrift: Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins Zentralschweiz

Herausgeber: Historischer Verein Zentralschweiz

Band: 99 (1946)

Artikel: Der alte Balbeler. Teil 2

Autor: Egli, Elisabeth

Kapitel: IV: Der Erzähler

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-118323

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der alte Balbeler

Von Elisabeth Egli

IV. Der Erzähler

Der Luzernerpfarrer in der Erzählung.

Seitdem Goethe während seiner Straßburger Studentenzeit in gemeinsamer Lektüre mit Herder sich an Oliver Goldsmiths „Vicar of Wakefield" begeistert hatte, blieb das Leben des Landpfarrers der beliebteste Gegenstand der Idylle. Der Göttinger Hainbündler Johann Heinrich Voß schuf bald darauf in seiner Hexameterdichtung „Luise" (1784) das deutsche Landpastorenideal. Der ländliche Rahmen blieb seither unverändert: ein hochgiebeliges Haus, hinter Obstbäumen versteckt, mit immer aufsteigender Rauchfahne und — wo es sich in die Gegend fügt — einem Storchennest auf dem First. Der Schlafrock und das Pfeifenrohr des ehrwürdigen Pfarrers von Grünau vererbten sich auf seine Nachkommen so unveränderlich wie das Angebinde der Aufklärung: die religiöse Duldsamkeit, die Freude am Gartenbau und eine kleine Bücherei als wirksamstes Hausmittel gegen das Verbauern. Erst der soziale und weltanschauliche Wandel des 19. Jahrhunderts verdrängte die Pastoralidylle. Von nun an ist das Pfarrhaus nicht mehr von homerischer Ewigkeitsruhe umflossen; es steht mitten im werkenden Bauerndorf, in der politisch zerwühlten Gemeinde, in der großen Stadt, wo auch Unbekannte an die Türe klopfen. Der protestantische Pfarrerroman liebt den jüngern Theologiekandidaten, dem auf der Hochschule „die Augen aufgehen" und dessen Pastoration einen fortwährenden Kampf bedeutet gegen die „Verdummung" des bibel-

treuen und abergläubischen Volkes.[1] Häufig werden die religiösen Fragen überhaupt nicht mehr berührt: . der Schustersohn und Theologiestudent Hans Unwirrsch aus der Kröppelstraße in Wilhelm Raabes „Hungerpastor" (1864) unterscheidet sich in nichts von seiner Umwelt als durch den großen innern Hunger nach reiner Menschlichkeit. Bald tritt der Arbeiterpfarrer auf, der am Ende seines Lebens zur Einsicht kommt, daß er mit seinen Sozialreformen auf einem falschen Gebiete sich abgemüht hat. — Die katholische Priestergestalt hingegen wird allzuoft zum Zerrbild gestempelt und, wie in Karl Gutzkows Kulturromanen, dem kirchenfeindlichen Zwecke geopfert. Auch die Priester in den Erzählungen der katholischen Landschaft kennen vorerst kaum ein ernsthafteres Problem als das der Ehelosigkeit.[2]

Die eigentliche katholische Seelsorgeerzählung der deutschen Literatur ist in der Schweiz geschaffen worden zu einer Zeit, da die Kirche und ihre Diener die angestammten Rechte verteidigen mußten gegen die Ansprüche des neuen Staates.

Auf Schweizerboden blieb dort das Bild des traulichen Pfarrhofs am längsten lebendig, wo die Idylle seit jeher zu Hause war: in der Zürcher Landschaft Salomon Geßners. Wiederum waren es Malerdichter, die in klassischen Rhythmen vom ländlichen Leben erzählten: Martin Usteri und August Corrodi. Usteri hinterließ ein Manuskript aus dem ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts, das als „Ländliche Idylle in Zürcher Mundart" unter dem Titel „De Vikari" 1831 zum erstenmal veröffentlicht wurde.[3] Es war aber mehr Satire als Idylle, Spott

---

[1] Graf, Emma, Die Pfarrergestalt in der deutschen Erzählungsliteratur des 19. Jahrhunderts. Eine ideengeschichtliche Studie. Diss. Zürich. Konstanz 1922. 57 ff.

[2] Ebda. 83 ff.

[3] Nägeli, Albert, Johann Martin Usteri (1763—1827). Zürich 1907. 170 und 176 ff.

über die bürgerliche Aufgeblasenheit eines Zürcher Landpfarrers. Voß hat die Gestalten und den festgefügten Rahmen übermittelt, Maler Müller bestimmte den bäuerlichen Ton und Goethe das klassische Metrum. Nach Usteris Vorbild dichtete dann der Winterthurer Zeichenlehrer August Corrodi sein „Winteridyll usem Züripiet": „De Herr Vikari" (Winterthur 1858). Auch dieser kennt keine Sorgen der Pastoration: „'S Pfrüendli gfielem; zwar isches nid riich und es bitzeli ruuchlacht", aber der Vikar ist von Haus aus versehen mit irdischem Gut. In den Bücherschränken des alten Pfarrers stehen noch die steifen Herren von ehemals, „so de Gleim und de Gellert, / Au öppis Haller und Hagedorn, de Messias vum Chlopfstock, / Geßners Idyllen und derigs." Der Vikar schleppt keine neuartigen Predigtbücher ins Haus. Das einzig Neue und Unerhörte, das er mit Jean Pauls „Titan" und mit dem „Vicar of Wakefield" heraufbeschwört, betrifft nur die Töchter und wird mit einer Doppelheirat gesühnt. Ganz im bürgerlichen Rahmen bleiben also diese Pfarr- und Vikarsidyllen. Der Priester beschäftigt sich vorzüglich mit Oekonomie und profaner Literatur; vom Seelsorger hat er nur noch den Namen.

Auch der Berner Jeremias Gotthelf kennt ihn noch, jenen Musterpfarrer des ausgehenden 18. Jahrhunderts, der neben der eigenen Obstbaumzucht vor allem die Bodenverbesserung der Bauerngüter betreibt. Der Pfarrer in den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters" glaubt zuerst in seinen Gytiwilern „lauter Kleinjoggs" zu sehen. Aber bald muß er erklären, mit diesen Leuten sei nichts anzufangen, und vor seinem Weggang hat er nur das eine erreicht: „sie ließen nach und nach größere Bschüttlöcher machen und leerten sie immer fleißiger." [4] Der Pfarrer von Gutmütigen dagegen in der Erzählung

[4] Gotthelf, Jeremias, Sämtliche Werke in 24 Bänden. In Verbindung mit der Familie Bitzius herausgegeben von Rudolf Hunziker und Hans Bloesch. Erlangen-Zürich. 1921. II 337 f.

„Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern geht" ist wohl Gotthelfs idealste Seelsorgergestalt. Er lebt noch in der altidyllischen Welt: „Das Pfarrhaus lag freundlich im Grünen; ein Bächlein, Garten, Hofstatt, machten es zu einem der heimeligsten Plätzchen für ein sogenanntes Stillleben, zu welchem aber hauptsächlich mehr noch als ein heimeliges Plätzchen ein stilles, genügsames Herz gehört."[5] Religiöse Duldsamkeit ist auch der verklärende Charakterzug des Gutmütiger Pfarrers; doch sie entspringt nicht wie beim Dorfpfarrer der klassischen Zeit einem aufgeklärten Indifferentismus, sondern der Ansicht, daß gläubiges Denken ohne gläubiges Leben nutzlos sei: „Der Pfarrer war ein gutmütiger, heiterer Mann, um Glaubensformen zankte er nicht, aber in Glaubenswerken eiferte er mit jedem; wie fromm er war, wußte Gott, die Menschen hätten es ihm nicht angesehen."[6] Es kommt deshalb nicht zum offenen Streit mit dem Vikar, der die Werke verachtet und auf seine Rechtgläubigkeit pocht. Aber da der junge Eiferer durch seine scharfen Worte Anne Bäbi in den Wahnsinn getrieben hat, lenkt der Pfarrer die alte Frau durch kluge Ausnützung ihrer Tugenden und Untugenden wieder in die gewohnte Lebensbahn zurück. So sind Gotthelfs ideale Pfarrergestalten immer verschwiegene Kenner der einzelnen Menschenseelen, nie wortreiche Verteidiger eines theologischen Glaubenssatzes oder gar Stimmungsmacher in kirchenpolitischen Streitfragen.

Ganz anders beim katholischen Luzernerpfarrer! Herzogs Seelsorgeerzählungen sind verkappte Zurechtweisungen seiner grundsatzlosen oder pflichtvergessenen Amtsbrüder. Er warnte, das Leben eines Landpfarrers sei kein Schäferspiel![7] Trotzdem konnte er selbst dem Reiz der Idylle in Leben und Dichtung nicht ganz

---

[5] Ebda. V 298.

[6] Ebda. VI 171.

[7] Ehrentempel I 12.

widerstehen. Als er jedoch einst ein „Pastoralisches Stilleben in der Schweiz" zu malen versuchte,[8] war es die Umwelt, die Einspruch erhob. Und Herzog mußte beschönigen: er habe nur sich selbst zeichnen wollen — als abschreckendes Beispiel, selbstverständlich![9]

Die Zeit der Pfarridylle war vorbei. Sie war im katholischen Pfarrhaus überhaupt nie recht daheim gewesen: es fehlte das gutmütige, immer beschwichtigende Frauchen, das schelmische, heiratslustige Töchterchen, die noch bei Gotthelf die trüben Tage des Seelsorgers verklären. Seine letzte Erzählung war ja auch ein letzter Dank an „Die Frau Pfarrerin". An ihre Stelle tritt beim Luzerner die altjüngferliche und ewig keifende „Heerenköchin". Trotzdem machte Herzog nicht wie seine zeitgenössischen Vorbilder etwa das Fehlen des fraulichen Elementes zum Inhalt seiner Pfarrerzählungen. Er lachte vielmehr über die „Kinderkrankheit" der Liebe, mit der es sei wie mit den Kindsblattern: „einmal kommen sie, wenn man noch so gut geimpft ist, und besser früh als spät." Gar einen „Scandalum Lucernensium clericorum anticoelibatorum"[10] als Erzählungsvorwurf zu benutzen, wäre ihm nicht im Traume eingefallen. Es gab da viel wichtigere und allgemeinere Fragen, mit denen jeder katholische Priester seiner Zeit und seines Landes ringen mußte: diese griff er auf.

Im Jahre 1857 erschien im Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg ein kleiner Briefroman: „Der Beruf. Eine Novelle aus der Neuschweiz."

Ein schüchternes Schweizerstudentchen meldet seinen Lieben daheim in empfindsamen Briefen seine Ankunft im Kollegium der Jesuiten zu Freiburg und seine Anstellung als Hauslehrer in der Familie eines reichen Tuchhändlers. Aus der Heimat antworten ihm schwesterliche Ermahnungen, seine ganze Kraft aufzubieten, um bald die darniederliegende ärztliche Praxis des

---

[8] Neue Sion. 1850 Nr. 139 Beilage 29.

[9] Ebda. 1850 Nr. 152.

[10] Ebda. 1849 Nr. 97 und Nr. 134.

Vaters übernehmen zu können. Denn dieser sitze am Abend immer länger im Wirtshaus, während sich daheim Hunger und versteckte Armut einschleichen. Auch eine geistliche Stimme meldet sich, ein Kaplan, der wenig auf den Schulen aber sehr viel auf der „Natur" hält und seinen einstigen Schüler auffordert, auf die innere Stimme der Berufung zu horchen, die ihn vielleicht zum Altare führe. Student Peter beginnt zu schwanken: „Arzt oder Priester?" fragt er sich. Zwar ist er während eines Studienjahres bereits zum selbstsichern Mann geworden: im Greyerzerland, wo die Familie den Frühling verbringt, führt er die beiden Töchter, Julia und Heloise, spazieren und bringt seinem Zögling Pierre einige lateinische Verse, einige Klavierstücke und botanische Namen bei. Er schwankt bereits zwischen „Julia oder Jesuit." Und Julia kann ihrer Freundin triumphierend berichten, daß ihrer Koketterie ein neues Opfer gefallen sei. Bald meldet der Jesuitenpräfekt dem Kaplan, ihr Schützling, von dem sie so viel für ihren Orden gehofft, sei mit der Tochter des Hauses aus Freiburg geflohen. Peter stellt richtig im folgenden Brief: er wurde entführt. Und furchtbar sind die Folgen: Verweisung aus dem Hause, Zerknirschung, Anstellung als Schreiber und Kurier der Freiburger Regierung, Gefangennahme während des Sonderbundskrieges vor den Toren der Stadt, Gelübde zur Priesterschaft nach standhaft abgewiesener Versuchung durch Heloise, Flucht nach Chambéry zu den Jesuiten, Austreibung aus Savoyen und aus der Schweiz, Hungerleben in München als Medizinstudent, Opernsänger und Korrektor einer Zeitschrift, und schließlich — da Schwester Therese einen reichen Arzt geheiratet hat — glückliche Landung im Noviziat der Jesuiten zu Namur.

Das Vorbild dieses bewegten Romans in Briefen ist nicht weit zu suchen. Wenn auch seit dem Erscheinen von Rousseaus „Nouvelle Héloïse" (1761), — „für die", wie Herzog bekennt, „ein Priester immer noch seine Sympathien hat",[11] — bald ein Jahrhundert verflossen war, so zog doch eine gewisse Gesellschaftsschicht nach wie vor süssen Honig aus moralischen Erzählungen mit traulichen Familienbildern und empfindsamen Naturbeschreibungen. Dies alles fand man in der kleinen Novelle. Da-

[11] Neue Sion. 1850 Nr. 113 Beilage 24: Reisebilder aus der Schweiz.

neben trug sie den Stempel eines wirklichen Erlebnisses, besaß den Reiz der Aktualität, schlug den Jesuitenvätern da und dort ein pädagogisches Schnippchen und war dennoch mit der „Neuschweiz" nicht einverstanden. Oppositionsgeist macht neugierig: die Novelle wurde gelesen und erlebte nach vier Jahren bereits eine Neuauflage.[12] Und Herzog konnte, da er sich „aus Demut in tiefste Anonymität gehüllt", sein eigenes Werk im „Katholischen Luzernerbieter" ungestört rezensieren und zur Lektüre empfehlen.[13] — Alles was er darin an Selbsterlebtem bot, war vortrefflich geraten, alles was er dazudichtete, war unter der Hand verkümmert. Köstlich ist der Beromünsterer Dorfklatsch in Pauls Briefen, köstlich der Bericht von der Reise durch das reformierte Bernbiet und von der ersten Fühlungsnahme mit den Freiburger Studenten, die in den Kosthäusern und Wirtschaften der Altstadt ihr Unwesen treiben. Herzog beherrscht die Technik der Brieferzählung, die langsam in bestehende Verhältnisse einführt: „Trink", sagt dem reisigen Studentlein des Kreuzwirts Hans, der mit einem Weinfäßchen vom Welschland daherfährt, „was für bleibt, trinkt dein Vater!" Es ist der erste Hinweis auf das zerrüttete Familienverhältnis, das sich erst in den folgenden Briefen aufrollt. In einer Beziehung ist Herzog sogar über sein berühmtes französisches Vorbild hinausgegangen: seine Personen, die Briefschreiber, sind nicht nur in ihren gleichmäßigen Empfindungen erkennbar, sondern in Sprache und Interesse stark voneinander unterschieden; jeder schreibt anders und über anderes. Herzog ist in der fremden Vorstellungswelt heimisch, soweit sie den Rahmen des Bekannten nicht überschreitet. Das eigene Grunderlebnis der Erzählung jedoch, das Schwanken zwischen weltlichem und geistlichem Beruf, hat er zu wenig

---

[12] Die Auflage von 1861 ist in verschiedenen Bibliographien erwähnt; ein Exemplar war aber nicht mehr aufzufinden.

[13] Luzernerbieter X (1858) 58 f.

ausgeschöpft und unter abenteuerlichen Zutaten erstickt.[14]

Herzog hat seine abenteuerliche Erstlingsnovelle wohl viel früher geschrieben als sie gedruckt wurde (1857). Inzwischen fand er sich zurück zur erlebten Wirklichkeit. Nach zwei Jahren (1859) war wiederum ein Manuskript abgeschlossen. Er setzte darüber den Titel „Der Idealist, oder eine Pastoral aus dem Leben in Form einer Novelle", nannte sich selbst als Verfasser und schickte die Blätter einem deutschen Verleger, Johann Thomas Stettner in Lindau. Er hatte noch immer den Ehrgeiz, über die engen Grenzen der Heimat hinauszuwirken. Und er wurde tatsächlich beachtet. Die deutschen Kirchenzeitungen rühmten: hier sei auf wenigen Blättern mehr Weisheit als in manchen mehrbändigen Pastoralanweisungen. Sogar Wolfgang Menzel, der „Literaturpapst" in Stuttgart, empfahl die Novelle.[15] Denn diesmal hatte Herzog nicht „Literatur" geliefert, sondern „aus dem Leben" geschrieben; so lebendig und so gründlich, daß man in den Luzerner Pfarrhäusern protestierte: das sei zu scharf, das sei unklug, so werde der geistliche Stand dem Gelächter des Volkes preisgegeben. Andere, die Selbstgerechten, suchten rings um sich nach den Originalen und tuschelten sich zu, „wer jener Vikar, Pfarrer oder Präfekt sein könnte, was das für ein Dekan, Kammerer, ja Bischof und Generalvikar gewesen sein möge."[16] Man nahm die Dichtung für Wirklichkeit. Mehr hatte Herzog nicht gewollt. Der Rock eines vor der Zeit ge-

---

[14] Noch zweimal in spätern Jahren hat er das Problem der Priestererziehung aufgegriffen in den Erzählungen „Vermauert" (Bürli, Klingnau 1867) und „Polytechniker oder — Kaplan?" (Unterhaltungsblatt der Botschaft. Klingnau 1873 Nr. 44/45).

[15] Eine Rezension im Anhange der Novelle „Marie die Büßerin" macht auf folgende empfehlende Stimmen aufmerksam: Rottenburger katholisches Kirchenblatt, Sion, Menzels Literaturblatt, Augsburger Postzeitung u. a.

[16] Schweizerische Kirchenzeitung. 1859 Nr. 25 (26. März) 134.

alterten und abgekämpften Priesters, dessen Lebensbekenntnisse zu veröffentlichen er vorgab, war ihm allerdings nicht auf den Leib geschnitten. Mit dem Ungestüm eines Jungen fuhr er unter seine Amtsgenossen und erzählte ihnen folgendes:

Pfarrer Kurz war in seiner Jugend nicht gern zur Schule gegangen. Das Leben in der väterlichen Mühle bot mehr Abwechslung, und des untern Schmieds Xaveri, sein Freund, war nie verlegen um tolle Streiche. Eine Zukunft gab es nicht, für das Morgen sorgte die Mutter. Und als sie nach einer „wahrhaft erschütternden" Dorfprimiz ihrem Sohne verkündigte: „Jetzt, Mukli (Nepomuk), mußt du auch ein Geistlicher werden!" änderte das wenig an seiner patriarchalischen Lebensgewohnheit. An den „spekulativen Kreisen" der Philosophie und der Theologie ging er bald vorbei, hielt sich an seinen Verstand und an die mütterliche Religion. Als Vikar von Trübbach fällt ihm der erste Schatten über den Weg: der Vorgesetzte krankt empfindlich an der „Jalusia parochialis", und die Untergebenen hören weit begieriger auf des Vikars altes „B-Klarinett" als auf die geistlichen Ermahnungen. Endlich beruft man ihn auf die verwaiste Pfründe von Zopfwil, und er kann nun nach seinem Ideale Pfarrer sein. Doch sein Idealismus zerschellt an lauter Aeußerlichkeiten der Pastoration: am Widerstand der Eltern gegen den neuen Katechismus, an der Hintertreibung seines Sonntagsvereins durch den Schnapskrämer, an der Kirchenordnung, am nachlässigen öffentlichen Gebet, an der verunglückten Monatsprozession und nicht zuletzt an der Grundsatzlosigkeit des alternden Bischofs, der ihm Nachgiebigkeit bis zur äußersten Grenze empfiehlt. So wächst dem Zopfwiler Pfarrer selbst, nicht der Zopf des geistlichen Schlendrians, aber ach! das Zöpfchen des Mitleids mit dem eigenen Herzen. Er verläßt die Pfarrei und zieht sich zurück in das einsame Tal seiner Kindheit. — Hier enden die Selbstbekenntnisse des Idealisten, und Herzog, selbst mehr Idealist als Sonderling, vertauscht die Rolle des Herausgebers mit der des Erzählers. — Denn ein Sonderling wird nun Pfarrer Kurz, ein einsamer Rufer in der Wüste. Alles was mühsam und beladen ist, zieht hinab zur stillen Klause, und selbst der Ortspfarrer ist nur Werkzeug seiner Hand. In einer gelehrten „Akademie" werden die Grundsätze der Pastoral diskutiert — man hört Hirschers Sprache —, und in schwarzseherischen Zeit- und Selbstbetrachtungen der Mangel an idealen Priestern beklagt.

Der Bischof der Nachbardiözese ernennt den Propheten in der Tiefenmühle zum Regens seines Priesterseminars, das er ohne staatliche Genehmigung, ohne staatliche Unterstützung in seinem Hause einrichtet. — Nicht viel anders waren die Bedingungen, unter denen Bischof Karl Arnold im gleichen Jahre (1859) sein Priesterseminar in Solothurn eröffnen konnte. — Doch der Staat hat seine geistlichen Helfershelfer. Generalvikar Kalt kommt dem Entlassungsgesuch des Idealisten zuvor: er versetzt ihn in das idyllische Kaplaneihaus von Außenwil. Der Herr Kammerer von Außenwil ist ein Mann der Regierung, eifrig besorgt für den Ruf seiner Gemeinde und nicht weniger für seinen eigenen. Er predigt nicht gern, doch von Zeit zu Zeit werden „alle Jalousien in seiner Stube herabgelassen, ... ein sicheres Zeichen, daß er Ehrenprediger geworden." Dem Eiferer in der Kaplanei weicht er aus, die Furcht des Gemeindeammanns vor der „Reaktion" beschwichtigt er: „Hier in Außenwil hat es noch keine Not, solange ich hier Papst und Sie Kaiser sind." Jede Woche fährt er einmal in die Residenz, wo interessante politische Pastoralfälle besprochen werden. Der Kaplan, zur Untätigkeit verurteilt, faßt in seinen Sonntagspredigten immer mehr den Hirten als die Herde ins Auge und greift schließlich zum Mittel der brüderlichen Zurechtweisung. Der Pfarrer geht in sich, sucht sein Brevier und schleicht aus der Stube. „Unterdeß wußte man zu Hause nicht, wo der Pfarrer hingekommen, und war doch der Posthalter da mit einem Quartal, das ihm der Pfarrer bescheinigen sollte. ‚Er ist nicht weit!' sagte Luise und sprang ins gelbe, hierauf ins grüne Zimmer, in den Salon. Dann ging sie in den Keller hinab und hinaus in den Garten. Nirgends fand sie den Pfarrer. Die Untermagd mußte nun zu dem Präsidenten laufen, und als sie leer zurückkam, retour zum Ammann, und als sie ihn auch hier nicht fand, schickte man ins Schulhaus. Alles umsonst . . . ‚Ist er etwa in die Kirche gegangen' fragte der Posthalter. ‚Behüt Gott', war die Antwort, ‚was sollte er unter Tags in die Kirche gehen?'" Aber der Herr Kammerer von Außenwil ist tatsächlich in der Kirche: der Idealist hat gesiegt!

In der zeitgenössischen Literatur der Linken und der Rechten, von Auerbachs „Luzifer" bis zu Gotthelfs „Anne Bäbi", spielte man den versöhnlichen Priester gegen den Eiferer aus. Hier tat einer das Umgekehrte. Die Schlagworte von „Obskurantismus" und „Jesuitismus" waren

noch in aller Munde, da rief Herzog: „Wären wir nur alle mehr Jesuiten!" Noch mehr! Man glaubte endlich im Volk und unter dem Klerus, den glücklichen Ausgleich gefunden zu haben, indem man Katholik war in der Kirche und liberaler Bürger im Alltagsleben. Da kam der Ballwiler Pfarrer und nannte sie — Heuchler. Liberal und katholisch, niemals gehe das zusammen: „Ausscheiden müssen wir, was nicht zu einander gehört — Grundsätze so gut als Menschen!" Die „Staatspfarrer" waren wenig erbaut. Zwar nicht nur sie wurden angeprangert — wer hätte sich offen als solcher bekannt! —, sondern auch jene, die treu zu den kirchlichen Grundsätzen standen, aber ihr Priestertum als Ehrenamt auffaßten und sich mit der äußern Pflichterfüllung begnügten. Deshalb steht kein außerordentlicher Konflikt im Mittelpunkt der Erzählung; an lauter Äußerlichkeiten der religiösen Übungen scheint der Idealist seine Kraft zu verschwenden: doch er kämpft um ihre Verinnerlichung. „Besser den Tod, als ein Leben ohne Bewußtsein!" ruft Herzog, und damit der Ruf am richtigen Ort vernommen werde, setzt er hinzu: „Gott stärke die Mannschaft!"

Wäre dies alles als schreiendes Pamphlet ins Haus geflogen, man hätte im gleichen Ton antworten können. Aber die beißende Kritik kam als freundliche Novelle, die auch das Volk lesen konnte und zu deuten wußte.

Es war allerdings keine leichte Aufgabe gewesen, allen zu predigen und dennoch alles in Figuren zu kleiden. Um möglichst viele pastorale Fragen zu berühren, mußte Herzog manches in trockener Diskussion wiedergeben. In „Details und Spezialitäten" konnte er sich schon gar nicht einlassen, „obwohl diese das Kurzweiligste sind." Die lebenswarme Darstellung setzt manchmal aus. Aber es gibt auch eine Lebenswärme des überzeugten Wortes, und diese atmet im „Idealisten".

Schon in der nächsten Seelsorgeerzählung, „Fridolin, ein Vicar" (Kirchheim, Mainz 1862), konnte Her-

zog die „Details und Spezialitäten" nicht mehr unterdrücken. Das Histörchenschreiben ging ihm so viel leichter als das Herumfeilen an einer dreihundertseitigen Charakterstudie! Um einen verbindenden Faden von Pfarrhaus zu Pfarrhaus zu spannen, wählt er einen Pfarrhelfer, der in alle Häuser kommt, und gibt ihm auch die nötige Dosis Friedfertigkeit mit auf den Weg, damit er es da und dort länger aushalte, gerade so lange, bis Herzog die häusliche Umgebung aufs Papier gemalt hat.

Im Vorwort verwahrt sich der Verfasser wohlweislich: „nicht irgend ein Stand der Kirche soll hier kritisiert oder gar lächerlich gemacht werden"; aber von einem unvollkommenen Charakter lerne man mehr als von einem Helden, selbst so junge gelehrte Leute wie die viel- und alleswissenden Vikare. Nichtsdestoweniger ist der Vikar Fridli ein Ausbund von Tugendhaftigkeit und Langmut: er gibt sich mit dem schlechtesten Zimmer im Hause zufrieden, er findet an der zanksüchtigsten Köchin eine gute Seite, er erträgt die übelsten Launen seines Vorgesetzten und räumt unzählige Male seinen pfründenhaschenden Kollegen den wohlverdienten Platz. Der Titel ist also eine Täuschung: die Zurechtweisung gilt nicht den Jungen, sondern wiederum den Alten. Diesmal aber geht es weniger um Kirchlichkeit oder Nichtkirchlichkeit des geistlichen Herrn als um seine Lebensgewohnheiten. Ein neues Element macht zu schaffen: die Jungfer Jacobe, die es nicht über sich bringen kann, den Vikar, der erst noch als Student hier war, nicht mehr zu duzen, die am Morgen pünktlich von ihrem Gaden durch das Ofenloch herabsteigt, dem Vikar immer saubere und geflickte Kleider hinlegt, für seine Ehre „vor dem Volk" einsteht, anderseits aber ihm „vor den Leuten" Weisungen gibt, etwa, „daß er keine schwarze Stola nehmen soll zum Taufen", und am Abend, nachdem sie des Vikars Kerzenstümpchen häuslich bemessen, in ihrer Körperfülle ächzend und stöhnend durch das Ofenloch wieder verschwindet. Oder es ist ihre wunderliche Kollegin, die weder für das Haus noch für den Pfarrer sorgt, so daß Fridli den neuen Patron, einen alten Feldpater, am Brunnen im Höfli aufsuchen muß, wo er in der Tenue eines ausgedienten Soldaten seine Nastücher wäscht: er möge die Schererei nicht mit der Rosa! Histörchen an Histörchen! Herzog ist unerschöpflich. Bald erzählt er von jenen scheinbar nichtigen Dingen, über die ein Vikar nicht klagen darf: von der

kalten Dachstube, vom „Vikariwein", vom versteckten Gähnen beim abendlichen Kartenspiel; dann wieder von den kleinen Seelenqualen, die das Nebeneinanderwohnen unerträglich machen: von der gegenseitigen Beargwöhnung, dem Alles-selbermachen-Wollen und vom Aerger, wenn Pfarrer und Vikar gleichzeitig Anton Hungaris Musterpredigten benützen.

Es ist Kleinkunst, die auch das Flüchtigste einfängt. Herzog rückt damit in die Nähe jener beiden Zürcher, Martin Usteri und August Corrodi, die ihre Vikarsidyllen mit dem Zeichenstift bebilderten. Aber, was bei jenen fehlt, das „Fabula docet", schwingt mit als ernsthafter Unterton: daß ein Seelsorger seine eigene Seele und sein eigenes Haus überwachen müsse, wenn er zum Wächter über andere bestellt sein wolle.

In ebendemselben Jahre schrieb Herzog noch den zweiten Band des „Geistlichen Ehrentempels" mit neuen „Lebensbeschreibungen etwelcher Geistlichen aus dem katholischen Luzernerbiet". Diese führten ihn wieder zur Charakterstudie. Zwei Gefahren ganz verschiedener Art hatte er aus den beschriebenen Priesterleben herausgelesen: innere Vereinsamung und Verbitterung bei den Erfolglosen, seelische Verkümmerung bei den Verbauerten. Im folgenden Jahr veröffentlichte er in einem starken Doppelbändchen die beiden Erzählungen „Der Melankoliker. Der Pfarrer Isidor und wie es ihm mit dem ‚Bauern' ergangen" (Kirchheim, Mainz 1863).

„Der Melankoliker" sollte wiederum Selbstbekenntnis sein. Herzog galt aber damals schon so ausgesprochen als gemütlicher Landpfarrer, daß er fürchten mußte, in dieser Rolle nicht ernst genommen zu werden: „Soll ich gleich sagen, wer dieser unglückliche, geplagte Mensch ist?" schreibt er, „es würden es wenig Leute glauben ... der Melancholiker erzählt selber." Hundert Seiten lang spielt er seine Rolle recht gut, dann aber hat er plötzlich, ohne daß der Leser es merkt, die Maske des Trübsinns abgeworfen und einem andern Gesicht ange-

hängt. Ein anderer ist ihm hier Porträt gestanden, vielleicht der Sailerschüler Joseph Schindler, von dem er berichtet: „Nie war er ohne Klagen, und seine Lippen flossen über von den düstersten Ahnungen, sobald er seine Meinung offenbaren sollte, er betete den ganzen Tag, und es war rührend, wie er über sich und die Welt jammern konnte . . ." [17] Joseph Schindler fand seine Seelenruhe als Mönch von Engelberg, und auch für den „Melankoliker" weiß Herzog keinen andern Gesundbrunnen als das Kloster.

Was der „Melankoliker" erlebt, hat schon der „Idealist" erlebt; und was dort nicht angeführt werden konnte, wird nun nachgeholt: Anstände mit der Pfarrei wegen dem Bau einer Kirche, Aerger über den ausgelassenen Fastnachtstanz, über die spärlich besuchte Christenlehre und den aufgedrängten Frühmesser. Dies alles bleibt aber vorerst Rahmen- und Rankenwerk, frische Nahrung für die Hypochondrie des Pfarrers. Man liest voll Interesse, wie anfangs der verderbliche Keim nur versteckt in ihm liegt, nicht mehr als bei jedem andern katholischen Priester, den die Gemütlichkeit „schon frühe von trockenen, einseitigen, verständigen Berufsarten, wie Jurisprudenz, Politik, Arzneiwissenschaft, Mathematik und materiellen Beschäftigungen getrennt und ausgeschieden und einem Berufe zugeführt hat, in dem das Herz, das Gemüt, der Glaube, alles höhere Geistesleben mehr Anteil hat als der Kopf, das Wissen, das Rechnen, die Spekulation!" Bald aber stürzen ihn Kleinigkeiten — der Ungehorsam eines Schülers, die Trunksucht einiger Alten — in tiefe Verzweiflung. Er sucht nach persönlicher Schuld, und da ihm die Fehler des Tages nicht genügen, durchwühlt er die Vergangenheit nach leichtsinnigen Sünden. Die gemarterte Seele schwächt den Körper, der Melancholiker fängt an zu doktern, leidet an immer neuen Krankheiten und, da er den „Medizinischen Hausfreund" gekauft, gar an allen zusammen. Das aufrichtige Wohlwollen eines Freundes heilt ihn plötzlich, doch der Tod eines Bauern, der in der Sterbestunde umsonst nach dem dorfabwesenden Pfarrer verlangt hat, ruft der Schwermut von neuem. Fortan zweifelt er an seiner Berufung, an seiner Befähigung zum Seelsorger. — Dies wäre der fruchtbare Gedanken gewesen, die Entwicklung des Melancholikers

[17] Ehrentempel I (1861) 58.

seelisch zu vertiefen. Nun aber verdrängt der Rahmen das ursprüngliche Thema. Der äußerliche Wechsel von der Ich- zur Er-Form leitet über zu einer gesonderten Dorfgeschichte: wie ein unachtsames Mädchenwort eine ganze Gemeinde in Zwiespalt versetzt. Da aber Herzog, dem Titel zulieb, des Pfarrers griesgrämiges Gesicht dann und wann unter den streitenden Parteien auftauchen lassen muß, kommt die Erzählung nicht zur vollen Entfaltung.

Die letzte Erzählung für die Amtsbrüder „Wie es dem Pfarrer Isidor mit dem Bauern ergangen" blieb wenig beachtet. Erschien sie ja bloß im Anhang des „Melankolikers": ein halbweltlich-halbgeistliches Spiel nach dem seelenzerfasernden Trauerstück der Schwermut. Und doch: Keiner von Herzogs Erzählungen wäre so sehr der Neudruck zu gönnen wie der Geschichte vom Leben und Sterben des Bauernpfarrers Isidor. Der Bilderschmuck dürfte nicht fehlen; denn sie läßt sich eher mit flüchtigen Federzeichnungen festhalten als in nacherzählenden Worten:

Pfarrer Isidor Häberli hatte bei seinem Einzug in R(e)altberg viele Bücherkisten mitgebracht, aber auch eine tüchtige Köchin, die auf den Rappen schaute. Das Studierzimmer war denn auch seine Welt, und mürrisch erteilte er der Kathri seine Weisungen, wenn sie mit Küchen- und Krämerzettel sein Heiligtum betrat. Von Zeit zu Zeit hielt der Vater, ein kleiner Tuchhändler aus der Stadt,, seine Inspektionsreise durch Haus und Hof und schüttelte den Kopf, wenn er sah, daß sich nichts geäufnet hatte als die Bibliothek. Die Kathri wußte es ihm zu erklären: „Er arbeitet eben nicht gern, das ist das Schlimmste; wenn er nur immer lesen und schreiben könnte und predigen und den Schülern nachspringen, aber arbeiten mag er nicht! —" In den Häusern der Armen lasse er ganze runde Franken fallen, und dem Trödler habe er vor kurzem dreißig blanke Stück auf die Hand gezählt: „wenn es nur krumm und rund und recht verf... alt und wurmstichig war, so kaufte es der Herr", Dinge, „die an einer Gant keinen Batzen mehr gelten." — Doch nach drei Jahren ist Pfarrer Isidor schon recht häuslich geworden. „Auch mit den Bauern fing er an, vernünftiger, wie sie meinten, zu reden, frug doch auch dem Wetter nach und wußte, daß der Beiswind besser sei zum Heuen als der Abendwind, daß

die Wolken am rechten Ort seien, wenn sie hinein nach den Bergen fahren, daß man es nie dürfe zu trocken werden lassen, sondern zu rechter Zeit sage: ein schönes Regeli täte jetzt gut!" Er hat auch schon auf Kathris Anraten ein dickes Hauptbuch zugetan, ferner eine Realencyklopädie, denn die ersetze eine ganze Bibliothek, und sogar den Hundertjährigen Kalender. Als der Müller, sein Lehensmann, an einem Sonntag Heu eintun wollte, machte ihm der Pfarrer ernste Vorstellungen. Aber der Mann begehrte auf und kündete ihm den Dienst. In der Not, von Vater und Köchin gedrängt, entschloß sich der Pfarrer zur eigenen Uebernahme des Landes. Zum erstenmal im Leben sah er nun, wie der Flachs blüht und wie der Wind über das Kornfeld streicht, und „die Milch schmeckte viel besser, seit er die Kuh ‚sein' nennen konnte." Doch sein Knecht, Kathris Vetter, der Luigi — er war eben aus Neapel heimgekehrt — konnte sich nicht recht in den Ludi zurückfinden: die fettesten Stücke aus dem Pfarrhaus wanderten ins Dorf zur Näherlise, und bei der ersten Mahnung suchte er das Weite. Der Sigrist half aus, aber der Pfarrer mußte ihm doch am ersten Morgen zeigen, „wie viel er abmähen soll, und wo die Stoßbäre sei und das eiserne Gäbeli und der Wetzstein für die Segesse und das Dangel, und mußte ihm sagen, daß er den Fellach nicht melken müsse, da er trage, und nachher glaubte er seinem geistlichen Amte keinen Abbruch zu tun, wenn er schon daheim in der hintern Stube, wo ihn niemand sehen konnte, die Milch ausmesse..." In diesen zehn Tagen wurde er zum Bauern. Von nun an glaubte er es mit einer Stallmagd machen zu können; das Escherbabi kam ins Haus. Die Eifersucht der beiden Mägde brachte dem Herrn jedoch nur Schaden und schlaflose Nächte. Auf den kommenden Gallustag entließ er beide, auch die treue Kathri; „aber es wollte ihm doch das Herz brechen, als sie am Montag Morgen bei ihm Abschied nahm und die Katze mit hochstehendem Stiel dieselbe den gewohnten Gang zum Pfister hinabbegleitete." Er war bekehrt: das Land überließ er dem Wirt, zog sich wieder in die Studierstube zurück und gründete mit einigen Freunden ein theologisches Blatt. Doch nun fehlte es an beiden Orten: die Freunde verliefen sich nach kurzer Zeit, die neue Köchin war zu scheu zum Regieren, der Wirt ließ das Lehen verlottern. Und eines Tags bauerte Pfarrer Isidor wieder selber. Er bauerte nicht nur: er zimmerte, schmiedete, schlosserte, trieb Handel mit allen Hausierern und trieb die Kühe selber auf den Markt. In der Predigt ging er mehr aufs Praktische, unterließ sie während dem Heuet,

betete nach der Messe häufiger um Erntewetter und brachte die Flurgänge zu neuem Ansehen. Langsam setzte sich bei ihm der Gedanke fest, 20 000 Franken zu erhausen; er wurde geizig. Den Neubau der Kirche wußte er zu hintertreiben, ebenso den neuen Kirchweg, der einige Schuh von der Pfarrmatte weggenommen hätte. Ein Freund redete ihm ins Gewissen. Nun verfiel er gar der Heuchelei: wenn er von weitem Besuch erblickte, sprang er ins Haus, um den Rock anzuziehen und ein Buch in die Hand zu nehmen, er hielt wieder mit im Leseverein und fehlte an keiner Konferenz. „Er konnte recht ordentlich über Pastoralfragen reden, aber doch wurde er erst recht warm, wenn von den Steuern die Rede war." An Simon und Juda starb der Pfarrer, und sein Testament brachte der Gemeinde großen Aerger.

So folgerichtig und wahrscheinlich hat Herzog nur einmal erzählt. In allem darf man ihn diesmal an der Wirklichkeit messen, das einzige, woran Herzog überhaupt gemessen sein wollte. Wiederum ist das Unfaßbare und Unausgesprochene eingefangen. Pfarrer Isidor wird zum Bauern, „ohne zu wissen wie, so ganz ungesinnet." Es gelang, weil Herzog sich auch hier an ein lebendiges Vorbild hielt und den Lichtkegel auf eine Seite davon richtete: es ist Pfarrer Johann Heinrich Zülli, sein ehemaliger Vorgesetzter in Eich, von dem er sogar die Manie des Uhrenhandels auf seinen Isidor übertragen hat. Alles ist geschaut, nichts frei erfunden: wie der Pfarrer eine Kirschflasche in die Vorratskammer hinaufträgt und schmunzelnd wieder die Stiege hinabkommt, so vergnügt, „als hätte er eine Tochter in ein Kloster oder gar ein Pfarrkind in den Himmel getan"; wie er in Panzer, Helm und Paukhandschuhen mit einem laubgefüllten Faß durchs halbe Dorf seinem Imp nachspringt; wie er in den Stall geht und die Schnur um die Sau wirft, zu messen, um wieviel sie zugenommen habe. Idylle und Satire, ein glatter und ein rauher Faden, sind hier zu einem schönen und nützlichen Tuch verwoben. Kaum daß Herzog von Zeit zu Zeit ein wenig trockene Moral kaut, — sie wird gerne mitverschluckt, da ja ein Pfarrer erzählt. Die böse Zeit

läßt er böse Zeit sein: daß des Pfarrers Tun und Lassen im konservativen „Bären" anders beurteilt wird als in der liberalen „Eintracht", ist heute noch so, scheint immer so gewesen zu sein; und nur bei den Eifersuchtsszenen zwischen der strammen Kathri und dem geschmeidigen Escherli wird ein Hellhöriger daran erinnert, daß in den gleichen Jahren (1862/1863) auf einem größern Schachbrett ein Jakob Stämpfli und ein Alfred Escher um die Gunst des Schweizervolkes spielten. Auch die neue bäuerliche Wirtschaftstheorie, „daß man die Butter verkaufen könne und daß Honig Geld wert sei", weist in das 19. Jahrhundert. Der Wandel vom Geistigen zum Materiellen ist hingegen ein zeitloses Problem. Aber im Zeitlosen ist ein ganz bestimmter Raum festgehalten: so wirtschaftet ein Pfarrer nur in der Schweiz und auch da nicht überall. Die Menschen sprechen die deutsche Buchsprache — man soll sie auch jenseits des Rheins verstehen — aber sie sprechen sie so ungelenk und eckig, wie sie nur im hochalemannischen Munde tönt. — Wie Herzog das Sprichwort vom kleinen Finger und der ganzen Hand für seine Luzerner Amtsgenossen deuten soll, macht ihm großes Kopfzerbrechen: besitzt der Pfarrer Land, so kann er nicht ganz vom Bauern lassen, besitzt er keines, so ist er zugleich mit der Besoldung dem Volk und der Regierung verpflichtet. Und das Prinzip bleibt das gleiche: „die weltliche Herrschaft des Papstes und einige Jucharten Land für einen Landpfarrer."

Diese letzte Seelsorgeerzählung zeigt deutlich, daß Herzog nicht an eine literarische Tradition gebunden war. An Vorbildern kannte er wohl einzig Gotthelfs Erzählungen, und diese waren auf protestantischem Boden gewachsen. Seine eigenen Pfarrgeschichten sind jedoch nur dem katholischen Empfinden voll verständlich; denn nur hier kannte und kennt man die beinahe sakrale Lebensordnung eines Pfarrhauses, in die sich jede Magd, jeder Knecht, selbst der Lehensmann einzufügen hat. Nur hier kennt

man auch die absolute kirchliche Autorität, der jeder Priester unterworfen ist. Wie groß dabei der Spielraum für einzelne Individuen und Charaktere ist, hat Herzog erst in seinen ungezählten Pfarrherrenbiographen voll ausgemessen.

Wenn in spätern Jahren ein Schweizerpriester, Heinrich Federer, in seinen Seelsorgeerzählungen „Jungfer Therese" und „Papst und Kaiser im Dorf" die gleichen Probleme wieder aufleben läßt, so darf auch hier nicht allzusehr auf die literarische Tradition gepocht werden.[18] Federer kannte bestimmt Herzogs Erzählungen: sie wurden in der ganzen Innerschweiz gelesen. Aber der Vikar Keng hat seine eigene Jungfer Therese erlebt, so wie der Fridli seine eigene Jungfer Jacobe; daß bei Federer der „Kaiser" oben aufschwingt, bei Herzog — allerdings nur im Buche — der „Papst", ist im verschiedenen Charakter der beiden Schriftsteller, aber auch in den veränderten Zeiten begründet. Doch gerade das Doppelerlebnis beweist, daß hier nichts Zufälliges, sondern etwas Uraltes gestaltet wurde.

Herzog bleibt das Verdienst, der katholischen Erzählung Neuland erobert zu haben — unbekümmert um den scharfen Protest seiner Amtsbrüder. Das Beste schuf er dabei fast unbeabsichtigt, gleichsam als „humoristische Dreingabe". Denn sein ganzes Schaffen liegt weniger auf der Linie des „Isidors" als auf derjenigen des „Idealisten", der seinen Amtsbrüdern erklärt: „Und wenn ich auch meine Finger fruchtlos abschreibe und mir einen frühen Tod zurede, so soll es doch meine Lust und meine Aufgabe bleiben, gegen diese Gleißnerei, diesen illiberalen

[18] Herz, Hermann, Katholische Seelsorgeerzählungen aus der Schweiz. In: Die Bücherwelt. Bonn. XI (1914) 97 ff. — Wagner, Franz, Heinrich Federer, Der Mann und das Werk. Diss. Münster i. W. 1930. 37 f. — Flöck, Oswald, Heinrich Federer. Leben und Werk. Berlin 1938. XI und 121. — Birnbach, Franz Bernhard, Heinrich Federer. Seine Persönlichkeit und seine Kunstform. Diss Bonn 1935. 39 f.

Liberalismus zu kämpfen bis in den Tod — und wenn ich allein sein sollte, Herr Kollega!" Der gleiche Kampfgeist sprüht auch aus den Dorfgeschichten. Hier aber hatte schon ein Größerer Vorarbeit, nein, Unübertreffliches geleistet. Im Schatten Gotthelfs war schlecht Bauerngeschichten schreiben. Als Seelsorgeerzähler jedoch ist Herzog selbst Vorarbeiter. Ein Nachfahr, der lebendiges und umfassendes Seelsorgeerlebnis zur Kunst gestaltet, blieb immer noch aus.

Bauerngeschichten.

„Der Luzerner Jeremias Gotthelf": unter diesem volltönenden Namen wurde Xaver Herzog im Jahre 1934 plötzlich ans Licht gezogen. [19] Eben hatten Walter Muschg (1931) und Werner Günther (1934) in ihren Gotthelf-Monographien den Versuch gemacht, den großen Berner der engherzigen Bewertung als „Volksschriftsteller" zu entziehen und den Menschheitsdichtern an die Seite zu stellen. Eine ähnliche Schilderhebung sollte nun wohl dem Luzerner zuteil werden. Denn auch die recht bescheidene Herzog-Kritik hatte bisher vor allem die außerkünstlerische Seite seines Werkes ins Auge gefaßt. Wahres Schöpfertum glaubten nur wenige zu finden: sie schüttelten den Kopf ob solch nie gesehener Nachlässigkeit der Form. Und doch schien selbst in ihr etwas von Herzogs schöpferischem Atem verborgen zu sein: in der grammatikalisch-stilistischen Ueberarbeitung der Neuausgabe verloren die Erzählungen viel an urwüchsiger Kraft und Schönheit.

---

[19] [Rusch, Joh. Bapt.], Der luzernische Jeremias Gotthelf. In: Schweizerische Republikanische Blätter. 1934 Nr. 39 (21. April). — Dem Verfasser des Artikels waren wahrscheinlich keine Herzog-Schriften zugänglich. („Weil der ‚alte Balbeler' als ‚liberal' gegolten hat, wurde er totgeschwiegen"!!) Laut persönlicher Mitteilung stützte er sich auf gelegentliche Hinweise des ehemaligen Literaturgeschichtslehrers an der Stiftsschule in Disentis, P. Maurus Carnot.

Otto von Greyerz war wohl der berufenste Kenner, um Herzogs angebliche Ebenbürtigkeit mit Jeremias Gotthelf ins rechte Licht zu rücken.[20] Er las alle ihm zugänglichen Herzog-Schriften und pilgerte nach Beromünster, das Stammland der herben Kunst kennen zu lernen.[21] Auch er tadelte verwundert Herzogs literarischen Wildwuchs: nichts sei planmäßig angelegt, nichts kunstfertig ausgeführt, nichts im sprachlichen Ausdruck überlegt, gewählt oder gar ausgefeilt. Und so weit der Luzerner die zeitgenössischen Schweizererzähler, von Gotthelf und Keller abgesehen, an sprudelnder Originalität und echtem Volksgeist überrage, so sei doch nicht einer, der sich ein so ungehobeltes, fehlerhaftes Deutsch zu schreiben erlaubt habe wie er. Ganze Abschnitte aus jenen Erzählungen, die in schweizerischen Verlagsanstalten erschienen, ließen sich als „abschreckende Beispiele in einem Uebungsbuch für Sekundarschüler verwenden." Und dennoch sei der Vergleich mit dem großen Berner gerechtfertigt; der Unterschied liege nur im menschlichen und dichterischen Format. „Herzog ist ein kleiner Gotthelf", beschließt Otto von Greyerz seine Untersuchung. „Das soll nicht als Herabsetzung verstanden werden. Es gibt unter allen Schweizerdichtern wenige, die man mit Gotthelf vergleichen kann. Franz Xaver Herzog muß man mit ihm vergleichen, mit ihm und keinem andern. Das ist eine seltene Ehre, eine Ehre, die auch den Anspruch auf einen Platz in unserer Literaturgeschichte rechtfertigt."

---

[20] Greyerz, Otto von, Franz Xaver Herzog. Ein katholischer Zeit-, Streit- und Schreibgenosse Jeremias Gotthelfs. In: Der kleine Bund. Literarische Beilage des „Bund". 1934 Nr. 49 (9. Dezember) 385—391. — Herzog zeichnete Briefe und Werke immer mit dem einfachen Vornamen „Xaver" und ist deshalb zu Unrecht in vielen Bibliographien und Bibliothekskatalogen unter dem vollen Namen „Franz Xaver" angeführt.

[21] Persönliche Mitteilung von Herrn Dr. Edmund Müller-Dolder in Beromünster.

In zwei Jahrzehnten (1835—1854) hat Gotthelf sein ungeheures Werk geschaffen. Herzog veröffentlichte zur Zeit der Freischarenzüge seine ersten politischen Broschüren, streute zehn Jahre später (1854) unter die Aufsätze des „Luzernerbieters" eine Kalendergeschichte und schrieb nun, da er auch als Erzähler Anklang fand, unentwegt weiter bis zu seinem Tod im Jahre 1883. Was er während dieser vierzig Jahre an „Literatur" zu Tage förderte, beschränkt sich auf elf verhältnismäßig kleine Erzählungen in Buchform und auf drei Dutzend Kalendergeschichten. Die Beiträge zum „Unterhaltungsblatt der Botschaft" in Klingnau und zum „Zuger Kalender", dem er am längsten treu blieb, wurden schon ab 1870 immer wertloser. Die Vollkraft der Jugend hat Pfarrer Herzog nicht dem Schreiben gewidmet. Der Ballwiler Kirchenbau und die Betreuung seiner kleinen Pfarrgemeinde sind nur ungenügende Entschuldigungsgründe für die Magerkeit seines Werkes. An Schöpferkraft fehlte es ihm nicht: was er in kurzen Stunden hinwarf, gelang in jungen Jahren vorzüglich. Man kann sich der Ueberzeugung nicht erwehren: der alte Balbeler war bequem; bequem wenigstens im Schreiben. Doch was er seiner Gemütlichkeit abgerungen hat, ist lesenswert.

Die köstlichste Gestalt, die der Pfarrer in seinen Dorfgeschichten schuf, ist und bleibt — wiederum der Pfarrer. Mit den Seelsorgeerzählungen gab er das Persönlichste aus der Hand. Je weiter er sich aus dem eigenen Lebenskreis entfernte, — am weitesten dort, wo er dem „Manchestertum" zu Leibe rückte — desto blasser wurden seine Gebilde. (Louis Schwindel. Luzernerbieter 1869). Herzog war ausgesprochen wirklichkeits- und gegenwartsverhaftet. Sagenstoffe hat er, im Unterschied zum viel phantasiebegabteren Gotthelf, überhaupt nicht bearbeitet. Kleine Darstellungen aus der Vaterlandsgeschichte finden sich nur dort, wo sie ein Seitenstück zum Gegenwartsgeschehen bilden. Mit Vorliebe

wird etwa der Auszug glaubenstreuer Katholiken aus gewaltsam reformierten Gebieten den Sonderbundswirren gegenübergestellt. (Der Samichlaus unterm Nußbaum. Luzernerbieter XI 22 ff. — Der Kreuzweg. Ebda. VII 49 ff.).

Der Versuch, seine Dorfgeschichten nach Motiven zu ordnen, führt nicht weit. Vom Zufall und von der Laune bestimmt ist der Gang der Handlung, das Zusammenspiel der Personen, die Vertiefung in einen oder mehrere Grundgedanken.

Um aber im nachfolgenden Aufriß nicht nur Unbekanntes nachzuzeichnen, sollen hier jene Erzählungen, die wohl als die besten gelten dürfen, nach vereinfachten Leitgedanken in ihrem Inhalt wiedergegeben werden.

Es gibt kein Werk, kaum einen Aufsatz aus Herzogs Feder, in dem das politische oder das durch den politischen Umschwung bedingte Geschehen keine Rolle spielt. Seine Erzählungen sind fast durchwegs Zeitsatiren, Parodien auf die Vorgänge des öffentlichen Lebens.

Als Spottgeschichte und nicht als Idylle, wie es immer geschah, muß auch Der Samichlaus unterm Nußbaum (Luzernerbieter XI 1858 3—72) gewertet werden; denn Zug um Zug wird hier die Aufhebung der luzernischen Klöster parodiert.

In den meisten Erzählungen sammelt sich der Spott über die Zeitgenossen in der Person eines Titelträgers. Die Seelsorgeerzählungen, „Der Leutenant", „Peter Schlänggi" und fast sämtliche Beiträge zur Zuger „Prattig" sind Charaktersatiren:

Der Leutenant. Eine Erzählung in fünf Tempo. (Von Matt, Stans 1862. 214 S.) Hans Vogel von der Egg hat sich im Militär zusammen mit den Epauletten ein hochfahrendes und liederliches Wesen angeeignet. Der alte Egger muß machtlos zusehen, wie sein Haus zu einem stolzen Bau umgezimmert wird und der ob der Stubentür eingeschnitzte Haussegen für immer verschwindet. Des Altrichters Agi wird von seinem Vater ins Kloster Marienthal versorgt, weil es dem Egger nachtrachtet. Nur widerwillig fügt es sich zuerst der strengen Zucht, aber bereits nach einem Jahr weigert es sich, nach Hause

zurückzukehren. Wütend über solche „Weiberflänz" verläßt der Altrichter Marienthal und droht den zitternden Klosterfrauen mit obrigkeitlichen Maßnahmen. Agi muß nachgeben, und schon bei der nächsten Schlotterten, wo es zusammen mit dem Egger Pate steht, öffnen sich seine Augen wieder für Welt und Leutenant. Hans bereut in seiner Nähe die Liederlichkeit, doch eine einzige Nacht, die er mit des Richters Lisi zubringt, macht ihn für das ganze Leben unglücklich.

Eveli, oder: Wie es Einem am Heirathen schaden kann, wenn er in der Kirche nicht schön thut (Zuger Kalender 1862). Karl Näppli, ein Zugewanderter, wirbt um des Wagners Eveli. Nicht weil er Zigarren raucht und einen Schnauz trägt, auch nicht wegen seiner neumodischen „Schlitzhose", wie es der Dorflehrer in einer gewandten Wirtshausrede haben will, ist er dem alten Muß (Hieronymus) nicht genehm, sondern weil er sich in der Kirche schlecht aufführt. Tatsächlich muß Näppli das Dorf Schabigen schon nach kurzer Zeit mit Schimpf und Schande verlassen, und Eveli stirbt an gebrochenem Herzen.

Wie ein Ungläubiger durch eine Kuh auf vernünftige Gedanken gebracht worden ist. (Zuger Kalender 1863). Dem Handwerksgesellen Wilhelm ist in der Fremde das Licht der Aufklärung aufgegangen und er hat dem Glauben abgeschworen. Doch Furcht und Schrecken vor einem nächtlich-wandernden Licht führen ihn zur Kirche zurück.

Der blinde Vater (Zuger Kalender 1864). Der alte Beckeler Baschi hat ein Auge auf des Strumpfbabis Bäbi. Um es bei sich im Dorf zu haben, nötigt er den Sackweber Andreas zur Aufnahme in sein Haus. Dort zu Besuch spielt er nun den fröhlichen Witwer, zu Hause aber, bei den eigenen Töchtern, den alten Griesgram. Mit seinem Sohn Wisel geht er bald gemeinsam „z'Kilt" und auf die Märkte, bis sich Wisel plötzlich aus dem Staube macht. Er hat sich auf des Vaters Heimwesen Titel ausstellen lassen und des Sackwebers Leni in Not und Schande gebracht.

Der Eseltoni, oder wie einer ein Bote werden kann und um sein Sach kommen (Zuger Kalender 1865). Toni vom Möösli, ein Schuldenbäuerlein, kann gut lesen und schreiben und möchte daher Posthalter werden. Nachbar Gruber leistet ihm Bürgschaft und läßt sich dafür 1000.— Franken auf dem Möösli gutschreiben. Ein Konservativer bekommt jedoch das Amt. Gemeindepräsident, Schreiber und Toni sabotieren deshalb die

„eidgenössische Post" und leeren nächtlicherweise den Briefkasten. Toni wird schließlich Bote, zieht täglich mit dem Eselswägeli in die Stadt, vertut fremdes Gut und nimmt Geld auf beim Nachbarn. Um den Rest seines Vermögens kauft er ein Roß, schirrt es ins „Landeli"[22] und zieht stolz seinem Dorf zu. Am untern Tor springt aber einer vor, reißt dem Gaul den Schwanz aus, zieht ihm die falschen Ohren weg: es ist ein Maulesel. Eseltoni bleibt fürderhin daheim und wird ein rechtschaffener Bauer.

Peter Schlänggi der Ratsherr oder Freiheit und Religion. Eine Erzählung aus der Schweiz (Räber, Luzern 1867. 187 S.). Klän, vor alters ein abgelegener Ort mit vielen Weilern, hat sich als eigene Gemeinde konstituiert. Peter Schlänggi wird Ammann und Ratsherr; denn er ist jung, reich, redegewandt und läßt sich zu allem gebrauchen. Gnagi, der sein hochversichertes Haus in Flammen aufgehen ließ und sich dafür ein Wirtshaus baute, ist sein Ratgeber. Die Kläner erhalten schon bald durch Schlänggis Vermittlung Subventionen zu einem eigenen Schulhaus und zu einer neuen Straße. Aus dem Holz, das die Konservativen für eine Pfarrkirche anschaffen, wird ein Schützenhaus errichtet. Bei der Abstimmung über die Klosteraufhebung spricht Schlänggi das große Wort. Schon tief in Schulden, baut er sich ein prächtiges Haus, während Bäbi, seine Frau, kaum das Nötigste besitzt für den Haushalt. Der Konkurs wird über ihn verhängt, gleichzeitig geht bei den nächsten Wahlen die Führung an die Konservativen über. Schlänggi tritt bei einem Juden in Dienst, veruntreut fremdes Gut und wird eingesperrt. Vor Gericht jedoch droht er, Eröffnungen zu machen über die ehemalige Liquidationskommission der Klosteraufhebung, und sein Prozeß wird daher von der Obrigkeit niedergeschlagen. Reumütig kehrt er nach Hause zurück und läßt sich sogar als Sakristan an der endlich erbauten Pfarrkirche anstellen.

In allen diesen Erzählungen hört man das boshafte Lächeln eines in die Opposition Gedrängten, der mit der Zeit und ihren führenden Männern nicht einverstanden ist.

---

[22] Schweizerisches Idiotikon III 1312: Landen = Deichselstange, Deichsel. Herzog verwendet das Wort nur im unumgelauteten Diminutiv: Landeli. (Luzernerbieter IX 29: ich möchte auch sehen, wie die Mähr im Landeli lüff; Zuger Kalender 1865 24: er hatte an sein Wägelein ein Landeli gemacht und zog es nun persönlich).

Verbissener Ernst wechselt mit drolligem Schwank. Die Menschen gehen vollends zu Grunde oder kommen in später Stunde zur Selbstbesinnung. Neben diesen Haltlosen stehen nun jene, die tapfer kämpfen in kleinen Versuchungen und großen Gefahren. Es sind die Erzählungen der Geprüften.

Des Hinterländers seine Reise an den eidgenössischen Schießet in Luzern (Luzernerbieter II 1854 25—55). Franz ist ein gutmütiger Mann; „ihm ist immer Angst, er habe entweder zu viel oder zu wenig gesagt." Deshalb hat er nicht widerreden können, als ihm vorgeschlagen wurde, am Schutzengelsonntag mit seinem Roß, dem Schäfli, nach Luzern an den eidgenössischen Schießet zu fahren. Erst nach Mitternacht kommen sie heim, der Franz mit Beulen im Kopf, die ihm die auf dem Wagen aufgehängte Freiheitstafel geschlagen hat; er ist zerknirscht wegen der verpaßten Sonntagsmesse, dem verschleuderten Gültli, dem hinkenden Schäfli. Doch Wiseli, seine Frau, tröstet ihn: sie wollen in Zukunft „d'Freud nid äne am Brüggli suchen."

Wie's Babeli zu einem Mantel kommt (Luzernerbieter IX 1857 5—66). Die Wirtstochter im Einschenk hat an einem kalten Abend dem Hinterhäuslerliseli einen Mantel ausgeliehen. Seither träumt dieses nur noch von einem eigenen Mantel. Die Hinterhäuslerin hat nichts dagegen: als erste in Fridlingen soll aber Babeli, die Tochter des reichen Sidler, dem sie noch schuldig sind, mit einem Mantel aufrücken. Babeli ist sofort dafür eingenommen, und der alte Sidler gibt schließlich nach. In der Weihnachtsnacht erscheint es in einem funkelnagelneuen Ueberwurf. Die neidischen Wirtstöchter sinnen auf einen Streich: Student Meier soll beim Kirchenverlassen im Gedränge Babeli den Mantel entreißen. Meier vergreift sich aber an der Frau Doktorin, muß Abbitte leisten, und Babeli, das sich viele Feinde zugezogen hat, bereut seine Eitelkeit.

's Seppeli's heimliche Gedanken (Zuger Kalender 1858). „Wenn ich doch nur beim Pfarrer könnte Untermeitli werden!" denkt das Seppeli, wie es vernimmt, daß dort alle schon nach kurzer Zeit zu einem Mann gekommen sind. Doch kaum ist Seppeli im Pfarrhaus, so sehnt es sich mit tausend Tränen wieder fort. In der Verwirrung des Herzens verspricht es einem alten Witwer die Heirat, erkennt aber rechtzeitig,

daß er es nur auf seine Ersparnisse abgesehen hat, und ist von seinem Wahn geheilt.

Marie die Büsserin. Eine Novelle (Stettner, Lindau 1860 234 S.). Die Armenhausbehörde der Gemeinde Miesch ist ratlos: solange der Pfister und die Harschiererin (Landjägersfrau) im „Heimweh" hausen, wird dort keine Ordnung einziehen. Doch niemand will die beiden Unverbesserlichen zu sich nehmen. Um wenigstens die Kinder dem Verderben zu entreißen, wird Marie als Lehrerin angestellt. Sie wurde, eine unbekannte Tochter, eines Tags in ihre Heimatgemeinde abgeschoben. Dort büßt sie nun neben den rauhen Insassen des Armenhauses für ein Leben vergangener Lust und Freude und hat vor ihrem Tode das Glück, ihre uneheliche Tochter als Ordensschwester wiederzufinden.

Louise oder eine gemischte Ehe (Räber, Luzern 1873. 122 S.). Louise hat in einem Pensionat die französische Sprache und die feinen Tournüren einer gebildeten Tochter erlernt und heiratet nun einen fremden Zigarrenhändler. Er ist Protestant und hat ihr für die Ausübung ihres Glaubens und für die katholische Erziehung der Kinder nur ungewisse Zusicherungen gegeben; denn seine Schwester, die sein Unternehmen finanziert, ist eine fanatische Pietistin und bringt es in der religiösen Unduldsamkeit so weit, daß Louise nach zwölf Jahren ihren Mann verläßt. In Armut und geistiger Umnachtung lebt sie zusammen mit ihrer Mutter, die von der Schwiegertochter — einer Katholikin! — aus dem Hause gejagt wurde. Erst nach langen Jahren, bei der plötzlichen Begegnung mit ihrem Sohne, wird Louise von ihrem Wahnsinn erlöst.

Zwei weitere, eher schwache Erzählungen in Buchform sind Gemälde der Reinheit.

Der Götti (Schiffmann, Luzern 1862. 229 S.) verkörpert im Luzernerbiet jenen Schlag Junggesellen, die zugunsten des Familienjüngsten auf die Heirat verzichten, damit der Hof ungeteilt bleibe. Sie sind bei aller Wunderlichkeit hochgeachtet, gelehrter als der dünkelhafte Lehrer, frömmer als der liberale Pfarrer, mit einem Wort: der Rückhalt aller Gutgesinnten in der Gemeinde.

Stöffelli, der Pfistergeselle (Ingenbohl 1870. 177 S.), ist das Musterbeispiel eines wandernden Handwerksburschen. In der Frömmigkeit und Einfalt seines Herzens entgeht er in

der Westschweiz glücklich den Fangarmen eines politischen Vereins, findet in Koblenz (Kolping!) seine wahren Gesinnungsbrüder, in Freiburg i. Ue. eine fromme Braut und kehrt unversehrt an Leib und Seele ins Vaterhaus zurück.

Es ist offenbar, warum man Herzog an Gotthelfs Seite stellte. Selbst in der Wahl der Motive scheint er von ihm abhängig. „Stöffelis" politische Erlebnisse im Waadtland sind dieselben wie in „Jakobs Wanderungen"; „Louise" ist ein eitles Frätzchen und kommt mit dem Zigarrenhändler ins Unglück wie die Elisi ab der Glungge im „Uli" mit ihrem Bauwollenen; „Peter Schlänggi" kennt die „Wahlängsten und Nöte des Herrn Böhneler"; der „Eseltoni" sucht sich seines entehrenden Namens zu entledigen durch den Ankauf von Hund und Pferd wie der Eselimann durch eine Geiß im Neuen Berner Kalender für das Jahr 1842; der „Ungläubige" Wilhelm und „Doktor Dorbach der Wühler" werden beide durch einen nächtlichen Spuk vom Aufklärungswahn geheilt, und die „Verfehlte Spekulation" im Zuger Kalender von 1875 erscheint beinahe als Inhaltsangabe von Gotthelfs „Geltstag".

Doch ganz abgesehen von der Motivarmut und -ähnlichkeit der Bauernromane überhaupt,[23] ist kaum anzunehmen, daß Herzog alle, auch die kleinern Erzählungen des Berners gelesen hat. Was ihm aber von Gotthelfs Schrifttum unter die Augen kam, das hat er heißhungrig verschlungen, überall angepriesen, grundsätzlich gewogen und, wo in ihm der Widerspruch sich regte, sogar kühn verworfen. Gerade die Auseinandersetzung mit Gotthelf, wovon leider nur noch drei Briefdokumente vorhanden sind,[24] umreißt scharf die Kerngedanken seines Wirkens und Wollens.

Im Jahre 1844 wurde Herzogs Predigt der Sempacherjahrzeit gedruckt. In der Freude, sein Wort zum ersten-

[23] Roggen, Emil, Die Motive in Auerbachs Dorfgeschichten. Diss. Bern 1913. 11.

[24] Vgl. Anhang.

mal schwarz auf weiß in Druck zu sehen, schickte der junge Pfarrer ein Exemplar an Jeremias Gotthelf. Es wurde freundschaftlich aufgenommen, und deshalb wanderten — wie bereits erwähnt — auch die beiden Erzeugnisse des folgenden Jahres, das „Leben des Joseph Leu" und die „Achtzehn neuen, lustigen Briefe", in den Lützelflüher Pfarrhof. Gotthelf rühmt in seinem Antwortschreiben vom 15. Oktober 1845 die Briefe: „Das wäre der wahre eidgenössische Geist, der proklamiert werden sollte von jedem Hoger herab." Gerne möchte er mit Gegengeschenken aufwarten. Was er aber im vergangenen Jahr geschrieben, sei zu scharf in die Wunden dieser Zeit [er spricht wohl vom „Herrn Esau"!]; indessen komme in den nächsten Wochen etwas, das jeden Falles auch nicht an übertriebener Süßigkeit leide [„Der Geltstag"].

Dem Luzerner Pfarrer kann aber kein Pfeffer zu scharf, kein Essig zu sauer sein, die dem Radikalismus eingetrichtert werden; und nichts, auch nicht Gotthelfs Werk, ist ihm in religiöser Beziehung grundsätzlich genug. Frank und offen schreibt er ihm darüber:

> „Ich darf . . . nicht zurückhalten, was mir schon früher aufgestossen ist bei Lesung ihrer Schriften . . . nämlich: sie scheinen mir auch gar zu wenig dogmatisch zu sein, man sieht gar nicht, daß ein evangelischer Geistlicher, dessen ganze Erscheinung und Bedeutung doch auf dem positiven Boden des Christentums ruht, der Verfasser ist. Aber nicht nur das; Sie reden von der Kindertaufe, als ob sie weder biblisch noch zur Seligkeit notwendig sei, ja, um alles zu sagen, glaubte ich aus der Erzählung des Schulmeisters Frau über das Christkind, — eine sehr schöne Allegorie — Sie des Pantheismus, der Hegelschen Schule verdächtig zu erklären . . . Da nun aber der Kampf der Zeit kein anderer ist als zwischen Glauben und Unglauben, so scheint mir nicht gut, diesen ersten und Kardinalpunkt zu umgehen . . ."

Herzog legt also angriffslustig den Finger auf einen Punkt in Gotthelfs Werk, der auch noch von der heutigen Kritik lobend oder tadelnd umstritten wird. Gotthelf

selbst neigte unter dem Druck des kirchenfeindlichen Zeitgeistes immer mehr der Ansicht zu, der Prediger müsse in der Auslegung des Bibelwortes die „Ausdrücke bezeichnender" gebrauchen, und er bekannte sich in spätern Jahren zur notwendigen Einsicht, „daß des Christentums Geist in bestimmte kirchliche Formen zu fassen sei." [25] Es ist möglich, daß Herzogs Brief unbeantwortet blieb, da Gotthelf einer nutzlosen Auseinandersetzung zwischen konfessionell geschiedenen Amtsbrüdern ausweichen wollte. Sah er doch weniger auf die Lehren als auf die Früchte, die sie zeitigten!

Herzog hingegen kämpft und schreibt „mit dem Dogma auf der Faust"; und eher würde er auf das Titelblatt des „Katholischen Luzernerbieters" noch „Jesuit, römisch und ultramontan" drucken lassen, als daß er nur ein Jota vom „katholischen" fallen ließe. [26]

Im Mittelpunkt seiner Erzählungen steht daher — wie in seiner Publizistik — der Kampf der Kirche um ihre Rechte und um die Reinheit ihrer Lehre.

Es war ein heute noch beliebtes Schlagwort der Zeit, die Auswüchse des Radikalismus damit zu entschuldigen, daß das Volk „politisch nicht reif" genug sei, „um die Freiheit ertragen zu können." [27] Herzog geht tiefer; er sieht den Grund des verwirrten öffentlichen Lebens in der gefährlichen Aufspaltung des Menschen in Bürger und Christ.

> Gebe es ja Staatsmänner, „die in der Kirche zwar beten und beichten wie ein ordinärer Christ, auf dem Büro aber sich ganz und gar nichts anmerken lassen, daß sie getauft sind, und Reden halten, als ob sie noch in keiner Kirche gewesen wä-

---

[25] Vgl. die Briefe an Burkhalter (27. Okt. 1840) und an Hagenbach (16. Juli 1842), angeführt bei: Guggisberg, Kurt, Jeremias Gotthelf. Christentum und Leben. Zürich und Leipzig 1939 37 f. Herzogs Vorwurf eines scheinbaren Pantheismus hält Guggisberg nicht für ganz unberechtigt. (S. 100).

[26] Luzernerbieter X 42.

[27] Guggisberg, a. a. O. 31.

ren!"[28] Was ein rechter Leutenant ist wie der Hans ab der Egg, huldigt dem Grundsatz, „die Religion sei eine Montur, die man an- und ausziehen könne; eine ‚Chrätze', die man daheim, etwa an Sonntagen, anhabe."[29] Der Schritt ist nicht weit zur Vorstellung: „könne man im blauen Röckli keine Religion haben, so könne man es auch in Bürgerkleidern." Und es fehlt nur noch, daß der Flaumbärtige einige zügige Schlagwörter aufschnappt, mit denen er seinen Glauben „philosophisch" begründen kann, so fällt die „Chrätze" völlig vom Buckel.

Durch Herzogs kleine und große Geschichten gewinnt man den Eindruck, daß die Ideen des deutschen Idealismus und der französischen Revolution erst um die Jahrhundertmitte das Volk ganz durchsäuert hatten. Sie wurden in gefälligen Münzen ausgeprägt, mit denen jeder Handwerksbursche großtuerisch im Sacke klimpern konnte. Vor ihrem falschen Klang zu warnen, wird Herzog nicht müde. Vollendet in ihrem Gebaren sind alle jene Halbgebildeten und Aufklärungssüchtigen, die er aufspazieren läßt, voran den ungläubigen Wilhelm, „der durch eine Kuh auf vernünftige Gedanken gebracht worden ist":

Er ist weit gereist, in Deutschand und in allen Schweizerstädten — „versteht sich!" — und imponiert den Bürgern von Hinterbein als guter Arbeiter. Der Liebesbrief an die „holde Emula Klingel" beweist, daß ihm selbst die schöne Literatur nicht unbekannt geblieben ist. Wenn ihn aber ein Hinterbeiner am Sonntag ab der Kirchhofmauer in den Gottesdienst locken will, so streicht er sich bedächtig den Schnauz und meint: die können ihm Dominus vobiscum und Kyrie eleison machen, solange sie wollen, die arbeiten nicht für ihn und geben ihm nix an seinen Tabak. Er wolle ihnen auch einmal predigen und sie fragen: „Hören Sie ämol, warum sind denn die Reformierten überall die G'scheitere . . . und warum sind sie so reich, so millionärisch, und warum steht das ungläubige England an der Spitze und zu oberst, überall wo etwas losgehen tut!" In der Werkstatt doziert er den Gesellen aus seiner Genesis: wenn er seinen Schleifstein im Wasser stehen lasse, so gebe es kleine Tierchen, die doch gewiß aus sich selber entstanden und

[28] Leutenant 34.
[29] Ebda. 50.

nicht von Gott erschaffen seien, und so könne es auch im Anfang gewesen sein! [30]

Der Kalenderleser erkennt den leichten Vogel sofort an seinem neumodischen Gefieder: am Schnauz, am glattrasierten Hinterschädel, an der Tabakspfeife, an der Sonntagshose, die er auch an Werktagen trägt. Er schlägt ein großes lateinisches Kreuz, anstatt, wie die Bauern, Stirn, Mund und Brust zu bezeichnen, und an Sonntagen wartet er vor dem Gottesdienst im „Einschenk", bis die Predigt vorüber ist. Im „Leutenant" ringen Vater und Sohn wochenlang, hartnäckig und ohne ein Wort zu verlieren um den Nagel am „Zythüsli", wo der alte Egger seit fünfzig Jahren jeden Abend das „Noster" (Rosenkranz) aufzuhängen pflegt, während nun Hans in der Abwesenheit des Aetti es allmorgenlich durch die Tabakspfeife ersetzt. Der Bruder Jost, ein politisch Lauer, beendet schließlich den Streit und hängt „als Symbol der richtigen Mitte und des Liberalismus, des zeitgemäßen Fortschrittes, den Schuhlöffel an den Nagel." [31]

Die beliebte Gegenüberstellung von kirchlichen und weltlichen Dingen, von Rosenkranz und Pfeife, von Kirche und Wirtshaus, von Kloster und Exerzierlager, hat aber nicht nur symbolischen Charakter. Die Zugehörigkeit zur Kirche soll als tatsächliche Heilsnotwendigkeit erkannt werden. Solange Marie die Büsserin Vergangenes bereuend nur ihre Alltagspflicht erfüllt, solange Peter Schlänggi nur rechtschaffener Bürger bleibt, solange der Leutenant nur leichtsinnige Gesellschaft meidet, ist keine Gewähr gegeben für eine wahrhafte Besserung. Erst wenn der Mensch wieder mit der Kirche in Berührung steht, erwacht das neue Leben in ihm. Man kann bei Herzog von einer eigentlichen Verkirchlichung des Menschen sprechen, die Andersgläubige leicht abstößt, da sie nur die Aeußerlichkeiten des Vorganges erkennen können; et-

---

[30] Zuger Kalender 1863.

[31] Leutenant 148.

wa, daß der Götti jeden Sonntag in der Kirche vorbetet, daß Marie die Büsserin ihren Willen ganz der Leitung eines Vikars unterstellt, daß Peter Schlänggi, der erst noch seine Tage im Wirtshaus verhockte, Sakristan wird, daß überhaupt nur jene Dorfbewohner zu den Rechtschaffenen gezählt werden, die sich um den Pfarrer oder um den Organisten scharen. Im tiefsten Sinne will aber Herzog dadurch seinem „unmystischen" Zeitalter den wahren Charakter der katholischen Kirche als ausschließliche Vermittlerin der heilsnotwendigen Gnaden vor Augen halten.

Die Kirche ist also der eine Pol, um den die Erzählungen kreisen. Der andere ist die Politik.

Herzog suchte dem Einfluß des öffentlichen Lebens auf den Einzelmenschen nachzuspüren wie ein Arzt einem verborgenen Seelenleiden. So schreibt er im oben angeführten Brief an Gotthelf: „Ich kann mich gegenwärtig noch nicht in eine radikale Seele hineindenken und wäre froh, Sie könnten uns einige Portraits liefern und den psychologischen Prozeß des Radikalismus andeuten." Dem politischen Menschen galt Herzogs Interesse, dem Individuum als Glied der staatlichen Gemeinschaft. Erzählungen wie Gotthelfs „Anne Bäbi Jowäger", wie „Uli der Knecht", wie „Geld und Geist" und manche andere, die an und für sich auch in einem monarchisch regierten Lande spielen könnten, gibt es bei Herzog nicht; anders gesagt: seine Menschen sind in erster Linie Bürger, die ein aktives und passives Wahlrecht besitzen und einer bestimmten Partei angehören. Auch in einer Kalendergeschichte, wo es nur um den Manteltraum eines jungen Mädchens geht, wird ausdrücklich gesagt, daß das Babeli „rot" war, „numme z'rot für ein Weibervolk".[32] — Sosehr beurteilt Herzog alles vom parteipolitischen Standpunkte aus, daß er im „Melancholiker" unter dem Titel „Rot und Schwarz" eine ganze kultur- und gesell-

[32] Luzernerbieter IX 27.

schaftskritische Schau seiner Zeit und seines Landes zu geben versucht.

Die parteipolitische Lage in den einzelnen Erzählungen ist selbstverständlich jene nach dem waffenerzwungenen Umschwung von 1847. Das neue Beamtentum und die neuen, noch unter dem eidgenössischen Bajonett gewählten Vertreter des Volkes bestimmen das öffentliche Leben. Richter und Räte wohnen im Dorf, betreiben neben ihren gehäuften Beamtungen meistens auch eine Wirtschaft und rekrutieren ihren Anhang aus den Intellektuellen und den kleinen Leuten. Nicht selten wird das Ferment des Radikalismus, d. h. der Schlechtigkeit, durch die Freizügigen ins Dorf gebracht. Rings auf den Höfen aber sitzen die reichen Bauern, die Altrichter und abgesetzten Großräte, die mit einem Teil der alteingesessenen Handwerker das katholisch-demokratische Prinzip vertreten. Verbindungsmann ist etwa ein Schmied, „welcher die roten und die schwarzen Rosse beschlägt." [33] Der Pfarrer, der in fast keiner Erzählung fehlt, bekennt sich bald zur neuen, bald zur alten Richtung; meistens ist er liberal!

Landschaftlich wie politisch hat Herzog das Dorfleben von Beromünster mit dem Leben in den Einzelhöfen des südlichen Seetals verbunden. Im Kanton Luzern unterscheidet sich die Hofsiedelung des Südens auch heute noch sehr deutlich von der Dorfsiedelung jener Gegend, die etwa nördlich der Linie Hohenrain, Hochdorf, Neudorf, Sursee und Zell liegt. [34] Herzog ist nun ausgesprochen ein Kind des Dorfes, und zwar des bestimmten Marktfleckens Beromünster mit seinem Oberdorf und seinen beiden Hintergassen, mit einer zentral gelegenen Schmiedbrücke, mit der obern und untern Pfisterei und den drei Brunnen, wo sich die Mägde treffen. Auch die

---

[33] Ebda. II 34.

[34] Moos, Hans, Die Einzelhöfe im Kanton Luzern. S.-A. aus: Forschungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft. Frauenfeld 1902. 5.

liberale Mehrheit in Hinterbein, Schabdorf, Kirchheim und wie sie alle heißen, entspricht der damaligen politischen Lage Beromünsters. Aber so wie die katholisch-demokratische Opposition unter der zerstreut wohnenden Bauernschaft des Hochdorferamtes verankert war, so wohnen alle Volksmänner in Herzogs Erzählungen auf ihren Höfen oder in einem Weiler, wie er eingangs zum „Babeli" geschildert wird:

„Der Schauplatz unserer Geschichte ist Fridlingen, ein einsamer Weiler, so circa eine halbe Stunde von drei Pfarrkirchen entlegen. Fünf Häuser haben sich da angesetzt seit unvordenklichen Zeiten und leben miteinander in ungetrübtem Frieden, Weiberhändel ausgenommen. Das Haus unserer Heldin steht, wie der König im Kegelries, in der Mitte und thront über alle andern, da es zu oberst auf einem Hügel steht." [35]

Die große, familien- und volkserhaltende Bedeutung der reichen und schön abgerundeten Bauerngüter hat Herzog nicht übersehen.

Es war Brauch, daß von mehreren Brüdern nur einer heiratete, „und zwar gewöhnlich der jüngste; die ältern waren froh, dem Heiraten entronnen zu sein. So hieß es denn am End, wenn der jüngste den Dreißig zusegelte: ‚der Chli chönnt doch hürote'; nicht so fast, damit für das Hauswesen gesorgt sei, denn dieses war einfach, sondern damit s'Geld bei einander bleibe und der Stamm nicht aussterbe." [36] Um nun ein Exemplar der wunderlichen, aber für Haus und Gemeinde so segensreichen Junggesellen wenigstens „im Weingeist der Erzählung" aufzubewahren, schrieb Herzog den „Götti." [37]

Zwischen diesen beiden Elementen nun, zwischen Dorf und Weiler, zwischen Liberal und Konservativ, zwischen dem aufgezwungenen Beamtentum und dem Volk, spielt also der Kampf. Bevor die Geschichte angeht, muß die politische Lage der Gemeinde umrissen werden. Dies

---

[35] Luzernerbieter IX 7.

[36] Götti 4.

[37] Vgl. Schwendimann, Johann, Die volkswirtschaftlichen Ideen in X. Herzogs Dichtung „Der Götti". In: der Freischütz. Muri 1893 Nr. 47.

kann Herzog so meisterhaft, daß man ruhig sagen kann, die ersten Seiten seiner Erzählungen seien auch die besten. Man lese etwa das Eingangskapitel zum „Peter Schlänggi":

> Wenn man vor altem von A. nach B. fuhr, so war das wegen den abgelegenen und schlechten Straßen geradezu ein Wagnis. „Klän, oben auf dem Berg, auch kurzweg ‚Berg' geheißen, war der einzige Ort, der eine Art von Dorf hätte vorstellen können . . . Da waren zwei Häuser, aber drei Haushaltungen . . . des Kirchmeiers, brave Leute, nicht reich, aber häuslich, Vater und Mutter samt etwas Kindern. Unter dem andern Dach wohnten des Liris und der Trüllmeister, man hieß sie s'Gnagis. Rechts oben waren Hinter- und Vorderbiel, habliche Bauern, gehörten in den Steuerbrief Nullenegg, pfärrig auf Liesterbach, während hingegen der obere und der untere Wedel politisch zu Lampisried und kirchlich nach Annaberg gehörten. Nach dem mehr als eine Stunde entfernten Städtchen S. mußte der Bodensatz zur Kirche, gehörte aber zur Korporation Studen. In diesem Klän traf man an, was jetzt selten mehr ist, nämlich sog. Kreuzstraßen, wo Leichen sich kreuzten und man ‚Andreselte'." [38] Und erst wie der Gnagi eines Tags mit dem großen Wort „Eine eigene Gemeinde" vom Städtchen heimkehrt, kommt das politische Rad in Schwung.

Diese fünfzehnseitenlange grundbuchartige Grenzbereinigung soll aber Einleitung sein zur Geschichte des „Peter Schlänggi", die „Brüge, das Gestell", auf das der Held zu stehen kommt; sowie die Zerwürfnisse in der Armenbehörde der Gemeinden Miesch und Studen nur den politischen Rahmen bilden um die ganz unpolitische Gestalt der „Büsserin". Man lese zum Vergleich, wie Gotthelf seine Erzählungen beginnt; etwa den „Bauernspiegel": „Ich bin geboren in der Gemeinde Unverstand, in einem Jahre, welches man nicht zählte nach Christus"; oder den „Schulmeister": „Peter Käser heiße ich, ein Schulmeister bin ich, und im Bett lag ich trübselig, näm-

---

[38] Das Schweizerische Idiotikon (I 314) enthält das Wort „andrêslen" nicht in dieser Bedeutung. Die Großschreibung weist darauf hin, daß die Vorstellung des gleicharmigen Andreas- oder Schrägkreuzes mitspielt.

lich den 31. Juli 1836"; so wird klar, wie sehr bei Herzog das Ethos der Gemeinschaft dasjenige der Persönlichkeit in Schatten stellt.

Seine „Helden" sind denn auch Durchschnittsmenschen im wahren Sinne des Wortes: sie tragen den Stempel aller jener an sich, die über und unter ihnen stehen. Sie werden in ihrem ganzen Tun und Lassen von der Gemeinschaft bestimmt und sind selbst wieder Mitschuldige an der Grundsatzlosigkeit ihrer Untergebenen. Um Louises schwanken Charakter zu verstehen, muß man ihren Vater kennen, und um diesen voll zu begreifen, muß man die Notabilitäten des Dorfes gesehen haben:

> Vater Frei, der Kleinhändler, zeigt dies deutlich. „Er war, was seinen Charakter betraf, ein religiöser und konservativer Mann; doch ließ er in Religion und Politik fünfe grad sein, so daß er auch einem Liberalen stimmen konnte, wenn er bei ihm den Rebsamen nahm, und daß er doch nicht in den katholischen Verein ging, weil hier ebenfalls viele seiner Kunden ihn bevogteten und er es mit ihnen nicht verderben wollte; hingegen ging er sogar an Werktagen in eine Kirche, und er hätte den Ultramontanismus noch weiter getrieben, wenn nicht unglücklicherweise der Präsident des katholischen Vereins nicht bloß Zigarren anfing zu verkaufen in seinem Papierladen, und sogar den Schulerbuben aufschwatzte, sondern auch Klee- und Espersamen auswog und zwar, wie einige haben wollten, eben so guten und noch billigern als unser Frei. Seither hat Frei in der Politik fast das Gleichgewicht verloren, und wenn nicht seine Frau gewesen wäre, wer weiß, ob er nicht mit Gamaschen und Händschen ins freisinnige Lager gezogen wäre." [39]

Ein solcher „Flütti", wie Herzog sagt, fällt meistens in die Hand eines Ueberlegeneren. Das Verführermotiv spielt eine große Rolle. Verführer sind die Beamten, die sich durch Schmeichelei oder Drohung auf ihren Sesseln halten; es sind „gute Nachbarn", die ihren eigenen Gartenhag erweitern wollen; es sind die Wirte, die von der Gemeinde ein Schützenhaus, eine Kilbi, eine an ihrem Hause vorbeiführende Straße erzwingen möchten.

[39] Louise 3.

Immer aber sind es Radikale, die den politischen Umschwung für den eigenen Sack auszunützen wissen oder die „Freisinnigkeit" als „Freisinnlichkeit" auslegen. Die Verführten werden durch die Politik genarrt.

Wie kommt es aber, daß alle jene, die sich aus eigener Kraft über das Mittelmaß der Umgebung erheben, etwas Blasses, Weltverlorenes an sich haben, während die vollständig Hinabgesunkenen nicht lebendiger geschildert werden könnten! Wahre Prachtsexemplare von Verlotterten, Verlumpten und Verganteten durchgeistern die Kalendergeschichten. Herzog kann es nicht verbergen: mit übersprudelnder Sinnenfreude hält er ihre Konturen fest. Man lese etwa „Marie die Büßerin"! Gilt unser Wohlgefallen nicht eher der lärmenden, listigen und allesübermaulenden Harschiererin als der abgehärmten, stillduldenden Marie? Hat der Götti nicht etwas Duckmäuseriges, Lebensverneinendes, der Stöffeli etwas Widrig-Frömmelndes an sich? — Wo Herzog das Schlechte darstellt, da tut er es im Lichte des Guten; wo er aber das Gute verklären will, verfällt er einer jansenistischen Nüchternheit. Wohl gibt er sich Rechenschaft, daß dem Volk nicht unerreichbare Ideale vorgehalten werden sollen. Indem er nämlich daran geht, das innere Frohlocken der gedemütigten Büßerin zu schildern, hält er plötzlich inne und erklärt: „Wir kommen hier auf das Gebiet der Mystik, und da ich fürchte, nicht verstanden zu werden, so werde ich wohl wieder zur Prosa zurückkehren müssen." [40]

„Mehr Natur, weniger Uebernatur!" möchte man manchmal rufen. Ist es nicht unbegreiflich, daß Herzog, trotz seiner Vorliebe für das Jugendalter, keine einzige wahrhaft anmutige Liebesgeschichte geschrieben hat! Wie viel weiser ist doch der „passionierte Heiratsstifter" Gotthelf, der die ganze Natur des Menschen zu erfassen und zu lenken versuchte. Herzog erklärt zwar den

---

[40] Marie 198.

Puritanern unter seiner Leserschaft wiederholt, auch ein katholischer Priester könne seine persönlichen Erfahrungen besitzen, da man doch nicht gleich in den ersten Jahren schon Pfarrer werde, sondern dem geistlichen Stand „ein schönes Stück Weltlich" vorangehen lasse.[41] Aber wo er im „Leutenant" von der Werbung reden muß, da sträubt und windet er sich vor Verlegenheit und gibt vor, die „Actus amoris" einem andern zur Verarbeitung zugeschickt zu haben. Liebesgeschichten werden in kurzen Worten abgetan, völlig unter den Tisch gewischt oder allzugern ins Lächerliche gezogen. „Willst du heiraten, so tu es in Gottes Namen!"[42] das ist Herzogs grundsätzlicher Rat, und wo zwei eine Ehe schließen, so deshalb, weil sie „einen guten Schick" machen können. Gilt es aber, einen alten Witwer auf Freiersfüße zu stellen oder einer Sitzengebliebenen neue Hoffnungen zu machen, da springt die satirische Stichflamme hoch und Herzog ist in seinem Element.[43]

Im gleichen Maße ist auch das Familienleben zu kurz gekommen. Die Familie ist im besten Falle eine Erwerbsgemeinschaft, wie sie etwa eingangs zum „Eseltoni" geschildert wird.[44] Gewöhnlich werden die Türen zur Häuslichkeit nur dann geöffnet, wenn der Gatte heimkehrt vom Wirtshaushock oder von einem ruhm- und redereichen vaterländischen Treffen, wo der Gedanke an „Weib und Kind" seine Brust erhob, seine Stimme schwellte — während er nun die zitternde Frau in die Küche weist, schwarzen Kaffee zu bereiten. Die Anzahl der Kinder ist bedeutungslos, Stiefeltern sind nicht selten, eine totgesagte Mutter kann, wie im „Peter

---

[41] Leutenant 154.

[42] Götti 7.

[43] Der blinde Vater (Zuger Kalender 1864). — Von den Stiefeltern (Sonntagskalender für Stadt und Land. Freiburg i. B. 1861 25 ff.). — Vom vergeblichen Katzenjammer eines alten Präsidenten (Luz. XVIII 17 ff.).

[44] Zuger Kalender 1865.

Schlänggi", plötzlich wieder auftauchen und ein Schattendasein führen. Wie die Liebe, so erscheint auch das Familienleben gerne in der Verzerrung.

Für die kleinen Gemeinschaften des Lebens hat also Herzog wenig Sinn. Er bleibt Politiker und Publizist auch in den Erzählungen, da er nur die eine Seite des Menschen ins Auge faßt: den Gemeindebürger.

Nicht weniger publizistisch gefärbt als der Erzählungsinhalt ist die Erzählungsform. Wie reinen Tatsachenbericht fügt Herzog oft das Geschehen der Nachsonderbundszeit in seine Erzählungen ein. Wo er sich aber Zeit und Mühe nimmt, es zu verarbeiten, da ist er wahrhaft Dichter. Der „Samichlaus unterm Nußbaum" ist ein Musterbeispiel dieses künstlerischen Verwandlungsprozesses. In der Wirklichkeit lag folgendes Ereignis vor:

> Der Kanton Luzern ist unter seiner katholisch-demokratischen Führung durch einen ungerechten Krieg in Schulden gekommen. Außerordentliche Steuern und Kontributionen der frühern Regierungs- und Großratsmitglieder sollen die Kriegsschuld dekken. Die Regierung schlägt vor, durch Aufhebung der beiden Klöster St. Urban und Rathausen die Gemeinden zu entlasten. Das Veto bleibt dem Volke vorbehalten. Fürsprech Georg Josef Bossard brandmarkt in einer Broschüre das verfassungswidrige Vorgehen und wird zusammen mit andern führenden Männern der Opposition während der Abstimmung in Gefängnishaft festgehalten. Die Steuerangst des Volkes bewirkt die Annahme des Vorschlages. St. Urban wird weit unter seinem Wert und ohne öffentliche Steigerung an einen „Ausländer" und Protestanten, an Herrn Cunier in Bern, zuhanden der schweizerischen Nationalversicherungskasse verkauft.

Dieses Herzog zutiefst berührende historische Ereignis wird nun im Kalender ins Alltag-Mögliche umgesetzt:

> In der Gemeinde Aepfligen besteht seit Jahrhunderten ein Kapital, der Eulogifond, zur Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse. Eines Tags will der Gemeindeschreiber die Abschrift einer Urkunde gefunden haben, wonach die Zinsen auch „zu andern ähnlichen Dingen" bestimmt werden könnten. Die Kirchen-

behörde wird wegen eigenmächtiger Verwendung der Zinsen angeklagt. Vor dem Kantonsgericht wird der Fond der Gemeinde zugesprochen, die Abkommen früherer Pfleger sollen die Prozeßkosten bezahlen. Fast jedes Haus in Aepfligen wird von diesem Urteil betroffen, der Gemeinderat selbst ist in Verlegenheit. Der Schellensauwirt, ein Zugewanderter, weiß Rat: die Gemeinde soll ihm gegen den schuldigen Betrag den Sandhubel verkaufen, wo der Brandbauer Balz ein halbvergessenes Nutzungsrecht besitzt. An Stelle des dortigen Nußbaums und der baufälligen St. Niklausenkapelle werden ein Wirtshaus und ein Schützenplatz gebaut.[45] Verwalter Ehrlich protestiert: der Sandhubel gehöre als Pfrundland zum Käppeli, das Verkaufsrecht stehe nicht der Gemeinde zu; wenn aber verkauft werde, so nur durch eine öffentliche Steigerung. Ehrlich wird abgewiesen, das Land dem Wirt zugesprochen. Dieser läßt das Wirtskonto des Brandbauern immer höher ansteigen und schenkt ihm schließlich die Schuld gegen die Zusicherung einer Straße durch den Dornacker. Ueber die Erhaltung der Kapelle soll das Volk entscheiden. Dem rührigen Ehrlich droht man mit Einstecken und Hausanzünden. Am Tage der Abstimmung wird um den Nußbaum ein Seil geschlungen, an dessen Enden die beiden Parteien aus Leibeskräften ziehen. Beide sind gleich stark. Da kommt ein Mann des Wegs; „er hat menschliche Gestalt, aber andere Füße"; er springt ins Loch, zerschneidet eine Wurzel, und den Käppeliverächtern gelingt es, den Baum auf die Seite des Heiligtums zu reissen, so daß er Kapelle und Samichlaus unter sich begräbt.

Es ist das einzige Mal, daß Herzog das Wunderbare als Motiv in die Erzählung einführt. Der Teufel verkörpert gleichsam jenes ihm Unerklärliche, daß das für so religiös gehaltene Luzernervolk nur schwaches Veto einlegte. Die Gestalt fällt übrigens völlig aus dem Rahmen. Herzog gestaltet die Vorgänge ja nicht durch ein dichterisches Von-sich-Abrücken, sondern durch ein zeitliches, örtliches und menschliches Näher-an-sich-Heranbringen: der Kanton wird zur Gemeinde Aepfligen, der Sonderbundskrieg zum Eulogiprozeß, die Abtei St. Urban zum

[45] Ein St. Niklausenstock steht heute noch auf einer Anhöhe der Liegenschaft „Pfannenstiel" in der Pfarrgemeinde Ballwil. (Herzog, Ausgewählte Werke. III 5).

Samichlausenkäppeli, das verhetzte Luzernervolk zum übertölpelten Brandbauern. Das wenigste ist vom Erzähler selbst berichtet; er läßt die Leute sich alles selber erzählen: der Federludi sitzt hinter seinem Glas Bier in der „Schellensau", und plötzlich kommt es ihm „wie vom Himmel in Kopf", wie der Gemeinde geholfen werden könnte. „Weißt, wie man jetzt das Käppeli da oben abkäme?" flüstert er dem Wirt ins Ohr. „Du kämest dazu noch spottwohlfeil zu einem Schützenhaus . . ." Und um „hundert Franken und ein Jahr lang alle Tage eine Halbe" verkauft er dem Wirt seine patriotische Idee.[46] Auch die Ueberlistung des Brandbauern durch ein Paar „Tigerwürst" und die Gemeinderatsverhandlungen spielen vor geöffnetem Vorhang.

Alle diese nach Inhalt und Form schwankhaften Elemente aus Herzogs Fabulierkunst lassen ahnen, daß ihm nicht Gotthelf mit seinen übermenschlichen Gestalten und seiner zähfließenden Erzählerart Vorbild sein konnte. Es standen ja auch in seinem Bücherschrank nur zwei Dichter, die er immer wieder las und erforschte, in der Jugend wie im Alter: Shakespeare und Johann Peter Hebel. So befremdend die Verkoppelung der beiden Namen klingen mag, Herzog empfand den Briten und den Alemannen keineswegs als Gegensätze. Mannigfaltigkeit der Gestalten und des Geschehens, Lebenswärme und Lebensweisheit und nicht zuletzt eine starke Neigung zu Schnurre und Schwank — er fand sie bei beiden wieder und genoß sie wie prickelnden Wein. „Auf den Shakespeare den Schiller lesen, ist wie auf Markgräfler Aescherwein trinken!"[47] behauptet er, und die Schiller- oder doch „Tell"-Begeisterung seiner Zeit erschien ihm als eitle Selbstbenebelung wie die hohlen Schlagwörter der Fortschrittsmänner. Es kommt aber nicht selten vor, daß etwa eine Luzerner Wirtstochter in

[46] Luzernerbieter XI 43.
[47] Luzernerbieter XI 74.

Shakespeare-Worten redet, während Herzog glaubt, ein Hinweis auf eine Hebel-Gestalt genüge, um dem Leser einen geradezu klassischen Vergleich in Erinnerung zu rufen. Denn „Der rheinische Hausfreund" war sein Klassiker. Bei ihm und nicht bei Gotthelf hat er erzählen gelernt.

Herzog war Kalendermann wie Hebel. Ausschnitte aus einem Leben oder Querschnitte durch viele Leben glückten ihm besser als Entwicklungsromane. In der Augenblicksschilderung war er Meister. Seine Kalendergeschichten tragen daher oft, wie im „Hausfreund", die alten Titelwendungen, „wie etwas geschehen ist": Wie 's Annelie an die Kilbi geht (Luzernerbieter V 1855), Wie 's Fränzi ins Kloster will (Zuger Kalender 1880), Wie der Herr Durst seiner alten Geliebten das Zyt usputzt und ihr eine Vorlesung über Erziehung hält (Zuger Kalender 1881).

An Hebel erinnert auch seine persönliche Erzählungsweise.

Es ist selbstverständlich, daß sich der Leser für die Person des Erzählers interessiert und daß ihm im Verlaufe der Geschichte mitgeteilt wird, er, Herzog, müsse an den katholischen Verein nach Freiburg, — jetzt sei er wieder da, reicher an Erfahrungen, neu gestärkt zu gutem Werk.[48] Dafür nimmt der Verfasser auch vornehme Rücksicht auf einzelne Leser und erklärt im „Babeli" „dem Herrn Regens von Waizen in Ungarn und andern Unschweizern" eigens, was ein „Stösli" sei.[49] Für harte Enttäuschungen, die er klopfenden Herzen bereiten muß, entschuldigt er sich im voraus: er bedauere es aufrichtig, er könne es ihnen schon sagen, es komme nicht gut![50] — und in verwickelten Herzensangelegenheiten wirft er sich vor dem Publikum gerne in die Brust als selbstherrlicher Schicksalslenker. „Ja", meint er im „Götti", „es ist bald gesagt: Harz; wenn dann nur einer sagte: kläb; denn nach einer alten Regel müssen es eben zwei sein zum Heiraten; du armes Betli, du wirst Arbeit ha-

[48] Marie 193.

[49] Luzernerbieter IX 9.

[50] Zuger Kalender 1862 („Eveli") 37.

ben, bis du ihn hast, ich weiß jetzt selber noch nicht, ob ich ihn dir lassen will oder nicht; denn es kommt nur auf mich an, mein gutes Betli!"[51] Da und dort vermutet man, daß nur Eingeweihte und Erlebnisgenossen den vollen Sinn einer boshaften Anspielung auskosten konnten.
So soll ja auch manche Anspielung aus Hebbels Kalendergeschichten nur seinen Angehörigen ganz verständlich gewesen sein.[52]

Sicher war dem Luzerner der Alemanne Vorbild in der Verwendung der Mundart. Erzählungen in schweizerdeutscher Sprache hat Herzog keine geschrieben,[53] sogar einzelne Sätze in Mundart sind selten. Die syntaktische Durchbildung jedoch und die freien Wortbiegungen lassen überall das gesprochene Idiom durchschimmern. Im „deutschen" Gewande verliert Herzog ebensoviel wie Gotthelf. Und nur dem Salär zulieb hat er wohl Erzählungen und Abhandlungen aus dem „Katholischen Luzernerbieter", wie „Die fünf Kirchengebote, einer deutschen Nation erklärt und mundgerecht gemacht" (Stettner, Lindau 1865, 2. Auflage 1880). Die Mundart war ihm, dem Landsmann eines Franz Josef Stalder (1757—1833), eines Josef Ineichen (1745—1818) und Jost Bernhard Häfliger (1759—1837) als Kunstsprache ohne weiteres vertraut. Er empfing und verwendete ihr Lehen selbstverständlich und beinahe unbewußt; sie war ihm nicht, wie bei den meisten spätern Luzerner Erzählern, Zierstück und Witzform. So rein hat er zu Beginn in Hebels Erzählungston eingestimmt, daß er die Luzerner Bauern sich mit dem ganz unluzernischen „Seid Gottwilchem" begrüßen läßt.[54]

---

[51] Götti 149.

[52] Altwegg, Wilhelm, Johann Peter Hebel. Frauenfeld/Leipzig (1935). 177. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Illlustr. Reihe 22).

[53] Der Dialektaufsatz „Ueber s'hoffärtig Wibervolch" aus dem Zuger Kalender 1867 wird zu Unrecht Herzog zugeschrieben. (Heimatland. Illustr. Monatsbeilage des „Vaterland". 1939 Nr. 1).

[54] Luzernerbieter II 44.

Das Unvergänglichste an Hebel, die sinnvolle Kürze und Geschlossenheit seiner Kalendergeschichten — Wilhelm Altwegg nennt es die „helle Sauberkeit des Empirestiles" [55] — dies hat Herzog allerdings nicht erfaßt. Er sah die Grazie des Fertiggeschaffenen und hielt sie für den ersten Wurf.

„Ein glücklicher Witz, ein Fürwort aus geliebtem Munde, eine Vignette — das gibt den Entscheid," [56] meint er, und vor allem: es „bleibe doch ein jeder bei seiner Art, bei seiner Natur, bei seinen Eigentümlichkeiten, in seiner Haut! . . . Gerade die anziehendsten, unterhaltendsten Schriftsteller sind die, welche entweder gar nicht strenge Studien zu machen haben oder die, über die Schule und ihren Zwang und ihre Engherzigkeit erhaben, allein nach der Natur gehen und dem freien Geiste sein Recht, dem guten Geschmack sein Opfer lassen." [57] Nach diesem Rezept braut er seine Geschichten. „Es geht mir etwas im Kopf herum", hebt er im „Stöffeli" an, „aber unbestimmt, nicht gehörig klar und formuliert, alles ist noch in blosser Dämmerung, ohne Sicherheit des Ausganges, des Zieles, der Hauptperson. Da ich aber niemand habe, der mir ratet, und ich wieder auf mein eigenes Urteil beschränkt bin, so weiß ich in Gottes Namen nichts anderes zu tun, als eben aufs blinde hin anzufangen und sehen, wie ich mich durchschlage und ob ich am rechten Ort herauskomme." Herzog war überdies nicht gut raten; den Aussetzungen von Alban Stolz soll er — nach der mündlichen Ueberlieferung — geantwortet haben: „Wie es mir kommt, so schreibe ich es, und wie ich's geschrieben habe, so schick ich es ab und damit basta!" [58]

Ist nun tatsächlich dieses schrankenlose Draufgängertum die Ursache, daß Herzogs Erzählungen so schnell vergessen wurden? Oder sind andere Gründe noch schwerwiegender? — Durch Herzogs Sprachendickicht schlägt sich ja der Schweizer leicht durch, achtet auf manches Vergehen kaum. Der „Leutenant", die verwildertste unter den Bucherzählungen, ist zugleich die frischeste von allen! — Ist der wahre Grund des schnellen Vergessens nicht vielmehr darin zu suchen, daß Her-

---

[55] Altwegg, a. a. O. 206.

[56] Luzernerbieter X 36.

[57] Ehrentempel II 44 f.

[58] Herzog, Ausgewählte Werke. III 145 f.

zog auch als Erzähler zeitgebundener Publizist geblieben ist? — daß er die allgemeinmenschlichen Anliegen übersah und nur zur Gemeinschaft sprach; zu einer Gemeinschaft, die räumlich und zeitlich stark begrenzt war! — Was hatte Pfarrer Herzog einem Berner, einem Zürcher von damals zu sagen? — Ebensoviel und ebensowenig wie einem Luzerner von heute. Und selbst wenn man sich ganz in das katholische Luzernervolk versetzt, so wie es sich nach dem Sonderbundskrieg mit einer politischen Minderheitsregierung abzufinden hatte, selbst dann weiß man oft nicht, ob man eben eine Erzählung oder einen Zeitungsaufsatz in Händen halte. Nur dort, wo Herzog seine ganz persönliche Schau der Zeit von überflüssigem publizistischem Kram zu befreien wußte, um sie als neue, geschlossene Welt wiedererstehen zu lassen, nur dort genießt man seine Erzählungen in ihrer ganzen Eigenart als kleine Kunstwerke.

V. Der Biograph

Wird heutzutage in den Büchereien nach Herzogs Schriften gesucht, so betrifft die Nachfrage nicht seine Erzählungen, nur selten die Hefte des „Katholischen Luzernerbieters", sondern jene fünf schmalen Bändchen mit dem pompösen Titel: „Geistlicher Ehrentempel oder Pyramide der Unsterblichkeit, das ist Lebensbeschreibung etwelcher Geistlichen aus dem katholischen Luzernerbiet."[1] Darauf wird jeder Luzerner verwiesen, der einem geistlichen „Vetter" des vergangenen Jahrhunderts nachspürt. Beim ersten Durchblättern wird er allerdings feststellen müssen, daß Her-

[1] Räber, Luzern, Reihenfolge 1—5 (1861, 1862, 1864, 1866, 1868).